This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

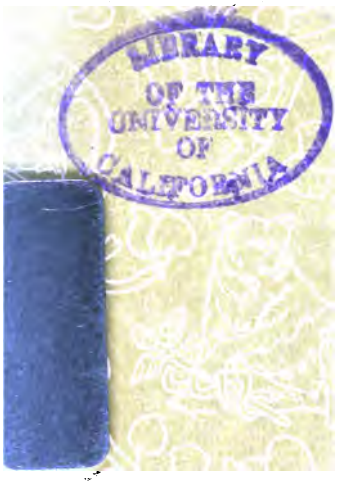
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 757 180

Hector Berlioz

Literarische Werke

Ideale Freundschaft


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Hector Berlioz.

Literarische Werke.

Erste Gesamtausgabe.

V. Band.

Ideale Freundschaft und Romantische Liebe.

Briefe.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

Hector Berlioz.

Ideale Freundschaft und Romantische Liebe.

Briefe
an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein
und Frau Estelle Fornier.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Gertrud Savić.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

ML 410
B5 A42
v.5

Ideale Freundschaft.

Briefe an die

Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Herausgegeben

von

La Mara.

M722505

I.

An Ihre Durchlaucht Fürstin Wittgenstein.

(London, Ende März 1852).[1]

Gnädige Frau,

Liszt hat mich tief beschämt, indem er Sie veranlaßte, einen so reizenden Brief an mich zu richten. Es ist mir dadurch eine Gunst zuteil geworden, deren hohen Wert ich auf das lebhafteste empfinde. Die Einzelnheiten des Briefes geben mir einen Begriff von den Widerwärtigkeiten, den ernstlichen Hindernissen und Albernheiten jeder Art, welche mein vortrefflicher Freund hinnehmen, erdulden und überwinden mußte, um den Zweck zu erreichen, den er im Auge hatte.

Ich bin überzeugt, daß Sie ihn oft ermutigt haben in diesem Kampfe, der geradezu unwürdig war für einen Mann, wie er es ist. Nur seine Freundschaft für mich hat ihn veranlassen können, sich dazu herzugeben. Ich errate, wie sehr ich dadurch Ihnen zugleich verpflichtet bin und bitte Sie, gnädige Frau, überzeugt zu sein, daß ich mich tief in Ihrer Schuld fühle.

Lisztz Verhalten in dieser Angelegenheit, ein so eigenartiges und hochherziges Verhalten, erregt die Bewunderung aller hochgesinnten Geister und aller Künstlerherzen, mögen sie Freund oder Feind sein. Böswillige törichte Leute suchen nach dem Beweggrund, den sie nie begreifen werden ...

[1] Der Brief ist, gleich manchem der später folgenden, nicht datiert; doch ergab sich hier wie dort aus dem Inhalt die Zeit des Entstehens. Er gibt Antwort auf ein die Korrespondenz eröffnendes Schreiben der Fürstin, in welchem diese, in Begleitung eines Lisztschen Briefes, dem Komponisten eingehende Mitteilungen über die erste Weimarer Aufführung seiner Oper „Benvenuto Cellini" vom 20. März 1852 macht. Vergleiche Berlioz' diesbezügliches Schreiben an Liszt: La Mara „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt", I, Nr. 152. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1895.

Ich folge dem sehr wertvollen Rate, welchen Sie mir zu geben die Güte hatten und erlaube mir, einen Brief an die Frau Großherzogin beizufügen mit der Bitte, daß Liszt ihn ihrer Königl. Hoheit überreichen möge. Sicherlich werde ich alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um gegen Ende des Jahres nach Weimar zu kommen und dort persönlich allen denen meinen Dank abzustatten, welche mir so viele Beweise ihres warmen Interesses nnd Wohlwollens gegeben haben. Liszt wird mir gestatten, vor allen anderen Ihnen zunächst meinen Dank darzubringen.

Erlauben Sie mir, gnädige Frau, mit dem Ausdrucke meines Dankes die Versicherung meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit zu verbinden. Hektor Berlioz.

II.

Paris, 23. April 1853.

Gnädige Fürstin,

Ich bin Liszt zu Dank verpflichtet für seine Zurückhaltung, die mir einen so reizenden, geistreichen Brief von Ihnen verschafft hat. Ich muß mich zunächst rechtfertigen, daß ich Ihnen nicht früher geantwortet habe. Ich bin kaum wieder hergestellt von einer schweren Krankheit (einer Bronchitis), welche mich drei Wochen lang ans Bett gefesselt hielt. Erst heute war ich imstande, mich mit dem Suchen nach der Ouvertüre zu „König Lear“ [1] zu beschäftigen. Ich wollte schon daran verzweifeln, das Manuskript zu finden, da fiel mir ganz unten in einer Schieblade eine Mappe in die Hände, die ich sonst für leer gehalten hatte und die nun doch das gesuchte Stück enthielt. Ich schicke es sofort heute an Liszt.

Ich habe Alexandre [2] vor einiger Zeit gesehen. Er wollte mir

[1] Liszt hatte die Berliozsche Ouvertüre 1836 als Klavier-Partitur bearbeitet, besaß das Manuskript aber nicht mehr.

[2] Alexandre (1824—1888) in Paris baute nach Lisztz Idee ein Instrument, das, Piano-orgue genannt, eine Vereinigung von Klavier und Orgel darstellt und nachmals im Musikzimmer der von der Fürstin und Liszt bewohnten „Altenburg“ in Weimar stand, aber das einzige seiner Art blieb.

keine Einsicht gewähren in seine Vorbereitungen für das Instrument von Liszt. Er versicherte, ich würde daran doch nichts von den Ideen wahrnehmen können, welche seinem Plane zu Grunde lägen. Übrigens glaubt er mehr als je an den guten Erfolg seines Werkes. Die Form des Instrumentes wird die eines gewöhnlichen Flügels sein, nur wird auch der untere Teil bis zu den Pedalen hinab ausgefüllt sein.

Es würde mir sehr lieb sein, wenn Liszt mir einige Zeilen schreiben wollte, um mich über seine jetzige Stellung in Weimar aufzuklären. Man erzählt hier allerlei darüber und ich weiß nicht, was ich davon glauben soll.

Er hat mir nicht mitgeteilt, ob er Zeit gehabt hat, die Aufführung von „Benvenuto" für das Osterfest vorzubereiten, obgleich ihm die Partitur zum zweiten Akte fehlt, und die beiden Bände, welche ich ihm eingeschickt habe, durch zahlreiche Korrekturen recht undeutlich geworden sind. Ich bin augenblicklich sehr beschäftigt mit der Inszenierung dieser Partitur im Covent-Garden und gehe in vierzehn Tagen nach London, um an den Proben teilzunehmen, welche vorgestern dort beginnen sollten. Ich habe den besten Benvenuto, den man haben kann (Tammerlick).[1] Er hat gerade die Stimme, von der ich träumte, als ich die Rolle schrieb, ferner Ronconi,[2] Formès,[3] u. a.

Der Dirigent vom Covent-Garden beschränkt sich in diesem Falle auf die einfache Wiedergabe des Stückes, während Liszt wie immer seine Eigenart darin zur Geltung zu bringen weiß. Wahrlich der Gedanke, den Benvenuto aus der Vergessenheit wieder hervorzuziehen, konnte nur ihm kommen.

Ich verbleibe

Ihr ganz ergebener Diener

Hektor Berlioz.

[1] Enrico T. (1820—1889), berühmter Tenorist.
[2] Giorgio R. (1810—1888), gefeierter Baritonist.
[3] Carl F. (1816—1889), bedeutender Bassist.

III.

Paris, 16. Dezember (1854).

Gnädige Frau,

Ich danke Ihnen viel tausendmal für das warme Interesse, welches Sie an meinem kleinen Oratorium[1] genommen haben. Das jüngste Kind meiner Muse hat hier in Paris einen Erfolg gehabt, der fast empörend ist für seine älteren Geschwister. Man hat es aufgenommen wie einen Messias und wenig fehlte daran, daß die Magier ihm nicht Weihrauch und Myrrhen als Opfer dargebracht hätten. Das Publikum in Frankreich ist nun einmal so. Man sagt, ich hätte große Fortschritte gemacht, ich hätte meine Manier geändert und andre Dummheiten mehr. Das erinnert mich an folgende Geschichte. Ich wurde 1830 als Pensionär der Akademie der schönen Künste nach Rom geschickt. Die Vorschriften der Anstalt verpflichteten mich, in Rom ein Stück Kirchenmusik zu komponieren, welches am Ende des ersten Jahres meiner Abwesenheit in einer öffentlichen Sitzung im Institut de Paris geprüft und beurteilt werden sollte. Da ich nun, ich weiß nicht weshalb, in Italien nicht aufgelegt war zum Komponieren, so ließ ich das Credo einer von mir gesetzten Messe, welche schon zweimal vor meiner Abreise nach Rom in Paris aufgeführt war, abschreiben und sandte es meinen Richtern ein. Diese erklärten, „das Stück zeige bereits den günstigen Einfluß des Aufenthalts in Italien," und daß ich unverkennbar „meine früheren schlimmen musikalischen Tendenzen ganz aufgegeben hätte" ... Was gibt es doch für Akademiker in der Welt ... Nun, wie dem auch sei, ich hoffe, daß meine kleine „Heiligkeit" Ihnen gefallen wird und ich würde sehr glücklich sein, wenn ich sie Ihnen zu Gehör bringen könnte.

Ich glaube, daß ich mich in Weimar nicht früher werde einfinden können, als in der ersten Februarwoche. Wenn irgend möglich, werde ich vorher an Liszt die Gesangspartien von l'Enfance du Christ schicken; aber so wie die Sachen hier liegen ist es wenig wahrscheinlich, daß ich sie vor Ende Januar entbehren kann.

[1] »L'Enfance du Christ«. Trilogie sacrée, am 10. Dez. 1854 zuerst in Paris, Saal Herz, aufgeführt.

Ich habe vor drei Tagen an Frau Patersi[1] das Beethoven-Petschaft geschickt, von dem Liszt eine Kopie zu haben wünschte. Es ist wirklich nicht der Mühe wert, deshalb erst das Talent eines Graveurs auf die Probe zu stellen. Möchten Sie die Güte haben, Liszt zu bitten, mein Petschaft zu behalten. Ich würde es ihm schon früher angeboten haben, wenn ich auf den Gedanken gekommen wäre, daß er es gerne gehabt hätte.

Von der gesamten Presse (ausgenommen die Revue unseres Freundes Scudo)[2] werde ich in einer Weise behandelt, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Ich habe einen ganzen Haufen äußerst enthusiastischer Briefe erhalten und beim Lesen derselben möchte ich oft, wie einst Salvator Rosa sagen, als man ihn mit dem ewigen Lob seiner kleinen Bilder belästigte: »Sempre piccoli paesi!!«

Ich möchte noch Liszt bezüglich der Aufführung meines Konzerts in Weimar die Andeutung machen, daß l'Enfance du Christ nur anderthalb Stunden in Anspruch nimmt und unter Zuziehung eines verstärkten Chores leicht aufzuführen ist. Frau von Milde[3] wird eine reizende Madonna sein, es liegt ganz ausgezeichnet für ihre Stimme.

Ich umarme Liszt aufs herzlichste (denn ich bin im Grunde genommen in der fröhlichsten Stimmung) und bitte Sie, gnädige Frau, die Versicherung meiner ehrerbietigsten Ergebenheit entgegen nehmen zu wollen. H. Berlioz.

P. S. Meine Frau läßt Ihnen bestens danken, daß Sie ihrer so freundlich gedacht haben.

P. S. Wir geben die Sache am 24. wieder mit der Zugabe von la Captive,[4] die Frau Stoltz[5] durchaus singen will.

[1] Erzieherin der Töchter Liszts in Paris.

[2] Paul Sc. (1806—1864), Musikschriftsteller, Kritiker der »Revue des Deux-Mondes«.

[3] Frau Rosa von M., geb. Agthe, creierte 1850 die Elsa im „Lohengrin", wie ihr Gatte, Feodor v. M., den Telramund. Beide gehörten der Weimarer Hofoper an.

[4] Für Contraalt oder Mezzosopran mit Orchester von Berlioz, op. 12.

[5] Rosine St. (geb. 1815), ausgezeichnete Mezzosopranistin, 1837—1847 an der Pariser großen Oper wirkend.

IV.

6. Mai 1855.[1]

Besten Dank, Fürstin, für Ihr Schreiben und den darin enthaltenen freundlichen Vorschlag. Zu meinem größten Bedauern fühle ich mich ganz außer Stande, etwas derartiges, wie Sie es wünschen, zu schreiben. Ich habe wohl schon oftmals in einigen Zeilen kurze Notizen oder Mitteilungen verfaßt, aber vor einer umfänglicheren Arbeit dieser Art habe ich mich immer gescheut. Es kommt mir so vor, als ob ich dafür nicht die richtigen Gedanken finde, auch nicht die rechte Wärme des Ausdrucks. Ich würde dabei immer das kleine, höhnisch grinsende Gespenst der Ironie vor mir herumtanzen sehen, auf meinem Schreibzeug, auf meiner Feder, auf meinem Papier, überall.

Ich habe einmal einen Artikel gegen mich selbst geschrieben. Ich hatte nämlich erfahren, daß man mich im »Corsaire« herunterreißen wolle. Ich ließ daher bei dem Direktor des Journals durch einen mit ihm befreundeten Herrn anfragen, ob er wohl einen derartigen von diesem Herrn ihm gelieferten Artikel aufnehmen würde. Der Direktor willigte ein, man brachte ihm dann mein Schriftstück, welches abgedruckt wurde. Später gestand der befreundete Herr dem Direktor des Corsaire, daß ich den Artikel verfaßt hätte. Er war darüber nicht wenig überrascht und keineswegs erfreut. Nun, zum wenigsten war ein gewisser Spaß bei der Sache und die Ironie, die vor meinen Augen herumtanzte, als ich den Artikel schrieb, steckte nicht die Zunge gegen mich aus, sondern klatschte mir Beifall zu und lächelte mich ganz freundlich an.

Ich werde vor meiner Abreise nach London an Liszt ein Paket schicken und werde außer meinen Feuilletons aus den Debats,[2] die ich mir endlich verschafft habe, die Artikel über das Te Deum[3]

[1] Im Februar 1855 war Berlioz wieder in Weimar gewesen, wo seine »Enfance du Christ«, die »Symphonie fantastique« und der „Lelio" unter seiner eigenen Leitung zur Aufführung gekommen waren.

[2] Berlioz war seit 1833 Musikkritiker des „Journal des Débats".

[3] Von Berlioz, am 30. April 1855 in St. Eustache in Paris erstmalig aufgeführt.

beifügen, welche bereits erschienen sind oder demnächst noch erscheinen werden. Er würde vielleicht einige Auszüge aus diesen verschiedenen Berichten entnehmen können. Ich verlange das aber durchaus nicht von ihm; es ist viel zu langweilig. Der Artikel der Gazette musicale ist nach der Partitur geschrieben, welche ich Herrn Bourges geliehen habe. Es ist der Verfasser desselben.

Mein Fieber ist jetzt vorüber und ich schätze mich überglücklich, daß ich kein Feuilleton über das Te Deum zu schreiben brauche.

Wenn Liszt mir einige Zeilen nach London schreiben und mir die Ankunft meiner Sendung anzeigen will, so kann er den Brief an Cramer and Beale[1] office, Regent Street, London, adressieren; ich weiß noch nicht, wo ich logieren werde.

Ich verbleibe, Fürstin, Ihr ganz ergebener Diener

Hektor Berlioz.

Besten Dank von meiner Frau für Ihre freundlichen Grüße. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen einen so törichten Brief schreibe. Es ist eine Bärenkälte und ich bin ganz erstarrt.

Bitte schicken Sie mir die schöne Arbeit von Liszt über Harold[2] nicht vor meiner Rückkehr aus London, ungefähr am 18. oder 20. Juni. Erst dann kann ich die Herren von der Revue Contemporaine aufsuchen und die Veröffentlichung überwachen.

Denken Sie nur, wer gestern mitten in der Kirche mit vielen anderen auf mich zukam, um mich zu beglückwünschen — — — Nestor Roqueplan,[3] der Exdirektor der Opera. Nun geht die Welt unter.

V.

Paris, den 6. November (1855).

Ich bitte vieltausendmal um Entschuldigung, Fürstin, für alle meine Vergeßlichkeiten, für alle meine Zerstreutheiten, für alle meine

[1] Englische Musikverleger von Berlioz.

[2] Über Berlioz' Symphonie »Harold en Italie«, Liszt, Gesammelte Schriften, IV.

[3] Chefredakteur des „Figaro", dann Theaterdirektor.

Fehler. Ihre Zahl ist so groß, daß ich nicht weiß, wofür ich mich zuerst entschuldigen soll.

Sie kennen den feurigen Ofen, in welchem ich jetzt geröstet werde. Ich habe den musikalischen Teil des Festes zu organisieren und zu leiten, welches im Ausstellungspalaste bei der Preisverteilung durch den Kaiser am 15. d. M. stattfindet. Überdies wird dieses Monstrekonzert, bei welchem 12000 Musiker mitwirken, zweimal öffentlich wiederholt werden. Ich habe gestern mit den Proben begonnen und habe nun meine Kämpfe mit den Architekten, Abschreibern usw. usw. Ich muß volle neun Tage lang aushalten, den Taktstock in der Hand von 9 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, da ich noch Spezialproben für jede Gesangspartie und für die Instrumente abzuhalten habe.

Außerdem habe ich gestern noch einen anderen ärgerlichen Vorfall gehabt. Denken Sie sich nur, dieser Tropf, der Sax,[1] hat in der Annahme, Ihre Kiste sei schon abgegangen, sich um gar nichts gekümmert. Und nun steht alles noch in seiner Werkstatt. Ein Saxophon ist noch unfertig, man arbeitet noch daran. Sie können sich denken, wie ärgerlich ich war. Seine Arbeiter täuschten ihn, sagt er. Wahrlich, wenn er selbst nur nach den Instrumenten und der Kiste gesehen und die Empfangsbescheinigung der Eisenbahn verlangt hätte, so wäre alles jetzt in Weimar. Aber ich werde ihm nun gehörig zusetzen, jeden Tag.

Ich habe Herrn Scheffer[2] wieder gesehen.

Liszts Auftrag habe ich ausgeführt. Dufour[3] und Brandus[4] haben mir das Verzeichnis seiner Stücke versprochen, sobald sie veröffentlicht werden. Was die tausend Francs betrifft, welche sie Liszt schulden sollen, so sagte mir Brandus, daß er sich dessen nicht erinnere, aber in seinen Büchern nachsehen wolle.

Ich traf de Calonne[5] in diesen Tagen. „Nun?“ fragte ich.

[1] Adolphe S. (1816—1894), berühmter Pariser Instrumentenbauer, Erfinder und Verbesserer verschiedener Instrumente, wie das Saxophon, Saxhorn, der Saxotromba.

[2] Ary Sch. (1795—1858), der berühmte Maler.

[3] und [4] Brandus, Dufour et Cie., großer Pariser Musikverlag.

[5] Chefredakteur der Pariser »Revue Contemporaine«.

„Es wird bald erscheinen," erwiderte er; „wir sind dabei beschäftigt; wir schicken die Korrekturbogen nach Weimar!"

Ich habe einen langen hübschen Brief von Cornelius erhalten und danke ihm bestens. Liszts Brief hat mir sehr wohlgetan. Es würde dies in noch höherem Grade der Fall gewesen sein, wenn er nähere Angaben über die Aufführungen vom Prometheus[1] und Orpheus[2] enthalten hätte.

Ich werde gestört — Reklamationen von Choristen — ganz Paris will singen, will blasen, will streichen. Das soll nun Alles mit einander in Einklang gebracht werden, alle die Stimmen, Instrumente, alle die Ansprüche der verschiedensten Art. Aber ich bin dem gewachsen und schlage mich durch.

Herzliche Grüße für Liszt und der Prinzessin Marie[3] meine ehrfurchtsvolle Huldigung, für Sie, Fürstin, meine unbegrenzte Ergebenheit.

H. Berlioz.

VI.

Teure Fürstin,

Die Szene, die ich dem Sax gemacht habe, ist von größerer Wirkung gewesen, als ich gedacht hatte. Die Kiste ist sofort am nächsten Tage abgegangen, nachdem ich Ihnen geschrieben hatte; ich habe im Verzeichnis der Ein- und Abgänge nachgesehen. In der Fülle meiner Beschäftigungen hatte ich vergessen, es Ihnen zu melden.

Es ist 10 Uhr; ich fahre nach den Champs-Elysées. Die Festlichkeit beginnt um 12 Uhr.[4] Alles ist bereit; mir klopft das Herz, daß ich kaum atmen kann. Ich schreibe an Liszt in den nächsten Tagen. Unsre Gäste aus London, Brüssel, Köln und Wien sind gestern gekommen, sie haben in diesem Trubel nur eine Probe

[1] und [2] Symphonische Dichtungen Liszts.

[3] Tochter der Fürstin Wittgenstein, nachmals Fürstin Hohenlohe-Schillingsfürst.

[4] Berlioz brachte bei dieser Gelegenheit seine zu diesem Zweck geschriebene Kantate »L'Impériale« für zwei Chöre und großes Orchester zur Aufführung.

mitgemacht; sie werden Dummheiten machen. Aber die große Armee marschiert gut. Let us go.

Ihr ganz ergebener

H. Berlioz.

P. S. Besten Dank von meiner Frau für die herzlichen Grüße.

VII.

Teure Fürstin,

Ich habe kürzlich Herrn de Calonne gesehen; der Artikel ist gesetzt und de Calonne versichert, daß ein Abzug an Liszt geschickt wird. Welche Weitläufigkeit! großer Gott, und welche Zeitvergeudung! welches hinundher um eine Sache, die in fünf Tagen hätte erledigt werden können! — Es gibt Leute, die für eine zweihundertjährige Lebensdauer geboren zu sein scheinen nach der Zeitvergeudung, die sie treiben! — Ich bin entzückt, daß die Auswahl der Photographien Ihren Beifall gefunden hat; aber ich habe nicht den geringsten Anspruch auf Ihren Dank, denn Ihr Herr Neffe hat die Auswahl getroffen. Ich lag zu Bette, als die Sendung abging. Hoffentlich sind die Instrumente von Sax endlich angekommen.

Die Gelehrten in Berlin haben wieder einmal die Rosinante der angeblichen Religiosität bestiegen![1] Die Musik sei materialistisch, zu leidenschaftlich, zu dramatisch und weltlich — — — Sie wollen also, daß die Christen beten sollen, wie eine Statue, wenn sie sprechen könnte! Aber nein, der wahre Grund — ich habe auch schon mehrfach darüber geschrieben — ist der: Sie wollen, daß die Kirchenmusik weder melodisch noch harmonisch sei, daß sie keinen Rhythmus habe, keinen Ausdruck, keine Instrumentation, keine bestimmte Klangfarbe, weil, wenn nichts von alledem erforderlich wäre, um gute Kirchenmusik zu machen, sie die richtigen Leute sein würden, um sich darin hervorzutun.

[1] Bezieht sich augenscheinlich auf ein am 6. Dez. 1855 von Liszt dirigiertes Konzert des Sternschen Orchestervereins in Berlin, in dem er seinen 13. Psalm neben den symphonischen Dichtungen »les Préludes« und „Tasso" und dem von Bülow gespielten Es-dur-Konzert zur Aufführung brachte und darnach von der Presse auf das erbittertste angegriffen wurde.

Dieſelben Kerle aber, die von der modernen Kirchenmuſik behaupten, daß ſie im Ausdruck völlig verfehlt ſei, und ſie materialiſtiſch nennen, haben nicht das geringſte auszuſetzen an dem Blödſinn und den empörenden Geſchmackloſigkeiten zahlloſer dramatiſcher Kompilationen, mit denen Europa überſchwemmt wird. Nichts iſt wahr als das Falſche, das Falſche allein ſpricht an! Wahrlich, wie umfangreich muß das Paradies ſein, um am jüngſten Tage alle die Einfältigen aufzunehmen, denen es gehört.

Dieſer Rellſtab[1] wird wieder ſchöne Sachen geſchrieben haben.

Ohne Zweifel haben Sie die ſchrecklichen Begebenheiten erfahren, zu welchen die Anweſenheit von Thalberg[2] in Buenos-Ayres Anlaß gab. Die Damen fielen in Ohnmacht, als ſie ihm zuhörten — — — Ich kann Sie wenigſtens über das Schickſal der Frau Ham beruhigen, welche nach Bericht des transatlantiſchen Korreſpondenten tot in ihre Wohnung zurückgebracht wurde. Die letzten Bulletins über ihr Befinden melden, daß es ihr beſſer gehe. Man hofft ſie zu retten; ſie wird es überwinden, aber ob ſie ſich überwinden wird, wieder hinzugehen, weiß man nicht. Wahrhaftig, man wagt gar nicht mehr ſeinen Namen in einer Zeitung zu leſen nach dieſen bombaſtiſchen Auswüchſen der Reklame. Oder vielleicht müßte man ſie noch überbieten, ſagen, daß in dem und dem Konzert die Menſchen einander ermordet hätten, daß man Frauen habe niederkommen ſehen, die gar nicht guter Hoffnung waren, daß in einem Augenblick das ganze Auditorium niedergeſtreckt worden ſei wie durch den Schlag einer rieſigen Voltaiſchen Säule ... und dergleichen mehr.

Meyerbeer hat ganze drei Wochen hindurch annonciert, „daß er Zahnſchmerzen habe!“ Möchten Sie wohl, daß ich annoncierte: „Liſzt hat keine Zahnſchmerzen!“ Das gäbe manchen Leuten vielleicht zu denken, weil ſie ſich vorm Beißen fürchten.

Aber ich mißbrauche wirklich die Erlaubnis, Fürſtin, welche Sie mir gaben (Pardon! Sie gaben ſie niemals), Ihnen allerlei Törichtes zu ſchreiben. Aber bei der Frage über die „Weltlichkeit“

[1] Ludwig R. (1799—1860), Romanſchriftſteller und Muſikreferent in Berlin.

[2] Sigismund Th., der glänzende Klaviervirtuos (1812—1871).

der Kirchenmusik bin ich ganz kribbelig und nervös geworden. — — Man verwechselt da offenbar den schlechten Stil, den Grisettenstil, die Grisettenmelodie mit der wahren Melodie und dem ausdrucksvollen Stil. Raphael und Michel Angelo hätten sich danach schwer versündigt in ihren Darstellungen aus der heiligen Geschichte durch den Gebrauch wirklicher Farben, sie hätten nur grau in grau malen sollen. Und dann, ihre Jungfrauen, ihre Heiligen mit Gesichtszügen, die viel zu ausdrucksvoll, viel zu sprechend sind! — — — (Ich merke schon, die Italiener werden sich künftig meine Ausführungen zu Nutze machen für ihren Polichinell-Stil!) — —

Was soll man also tun? Was sagen? Was nicht sagen? Soll man nichts tun? Das wäre töricht. Nehmen wir zweischneidige Äxte, schlagen damit nach rechts und nach links und streuen den brennenden Staub der Lächerlichkeit in die offenen Wunden. Das gibt uns Erleichterung. Der Cretinismus ist unsterblich; mag er denn fortleben in seiner Mißgestalt. Ich erwarte einen recht ausführlichen Brief von Liszt über Berlin und den Berlinismus.

Der Baron von Wangenheim[1] schreibt mir soeben, das Konzert in Gotha findet bestimmt am 6. Februar statt. Ein weiteres werde ich am 29. Januar in Lüttich haben und am 23. eins hier in Paris. Ich schicke Ihnen eine Liste der gestorbenen und verwundeten Damen.

Ich möchte Liszt bitten, mir mitzuteilen, ob ich sofort die Gesangspartien zum Faust schicken soll und in wie vielen Exemplaren.[2]

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Fürstin; in meinem nächsten Briefe will ich auch ganz pedantisch, kühl, ausdruckslos und trocken sein.

Ihr ganz ergebenster

H. Berlioz.

Sonntag, den 16. Dezember 1855.

Besten Dank von meiner Frau für die freundlichen Grüße.

[1] Hoftheaterintendant in Gotha.

[2] Bei Berlioz' Anwesenheit in Weimar, im Februar 1856, kam seine „Damnation de Faust" vollständig zur Aufführung.

VIII.

Paris, 17. Mai 1856.
Rue Vintimille Nr. 17.

Teure Fürstin,

Ich habe wieder viele Entschuldigungen vorzubringen. Ich muß mich schämen, auf Ihren lieben, ermutigenden Brief noch gar nicht geantwortet zu haben. Ich hätte so gern Ihnen schon irgend etwas Positives über das große Unternehmen mitgeteilt, wozu Sie die Anregung gaben.[1] Erst vorgestern bin ich damit zustande gekommen, den ersten Akt in Verse zu bringen. Der wird der längste von allen sein, ich habe zum Schreiben zehn Tage gebraucht, vom 5. Mai bis zum 15. Dies waren die einzigen Tage, über die ich ganz und gar verfügen konnte seit meiner Rückkehr aus Weimar. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welche Phasen von Entmutigung, Freude, Widerwillen, Lust, Wut ich durchgemacht habe während dieser zehn Tage. Ich bin wohl zwanzigmal im Begriff gewesen, alles ins Feuer zu werfen und mich für alle Zeiten einem rein beschaulichen Leben hinzugeben. Jetzt aber bin ich sicher, daß ich den Mut finde, es durchzuführen. Die Arbeit fesselt mich. Übrigens lese ich von Zeit zu Zeit wieder Ihren Brief, um mich anzuspornen. Gewöhnlich wurde ich abends ganz mutlos, ging aber doch wieder ans Werk, wenn der junge Tag anbrach. Jetzt nehme ich mir kaum noch die Zeit zum Schlafen, ich sinne beständig nach und wenn ich nur die Zeit zur Arbeit hätte, so würde diese ganze Mosaik in zwei Monaten fertig sein. Aber woher die Zeit nehmen! Ich muß mich jetzt mit meiner Kandidatur für das Institut beschäftigen, täglich drei bis vier Besuche machen (mindestens vier), von morgens bis abends in Paris umherlaufen. Und immer ab und zu das verwünschte Feuilleton, Debütanten über Debütanten, Wiederholungen alter Opern, neue Inszenierungen alter Opern, rückständig gebliebene Konzerte, die mir zwischen die Beine fahren, wie nicht losgegangene Raketen beim Feuerwerk, welche hinterher den Vorübergehenden ins Gesicht puffen.

[1] Die Fürstin hatte Berlioz bei seiner letzten Anwesenheit in Weimar lebhaft ermutigt, das Projekt seiner Oper „Die Trojaner“ in Angriff zu nehmen.

Was die musikalische Ausführung betrifft, so wird sie, wie ich supponiere (amerikanischer Ausdruck), anderthalb Jahre erfordern. Das wird ein großer Bau werden. Möchten es gebrannte Ziegel sein, nicht rohe, wie bei den Palästen von Ninive. Ohne den Feuerbrand verwandeln sich die Bausteine nur zu bald in Staub und Schmutz.

Ich bin heute ganz krank vor Kummer. Ich habe soeben einen meiner besten Freunde verloren, den großen Chirurgen Amusat,[1] meinen alten Anatomielehrer. Er starb vor Erschöpfung und Ermüdung nach dreißig Jahren der angestrengtesten Arbeit und des Kampfes. Auch der arme junge Fumagalli,[2] dessen Talent Liszt so hoch schätzte, ist gestorben, wenige Tage nach Adam.[3] Und noch ein anderer meiner Freunde ist tot, der Doktor Vidal, Arzt bei der Opera (bei der steht es übrigens schlecht). Ich komme gar nicht vom Kirchhof herunter. Der liebe Gott schießt nach uns mit Kartätschen. Ich hoffe, daß er keinen von Ihnen in Weimar trifft. — Wie geht es Liszt? —

Von niemandem bekomme ich Briefe; man antwortet mir gar nicht. Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige. Es scheint dies keine Geltung zu haben für Untertanen, auch nicht für gute Untertanen. Gleichwohl wäre es sehr liebenswürdig von Pohl,[4] wenn er so gut sein wollte — — — sich die Mühe zu geben — — — falls er es möchte — — — und die große Gefälligkeit zu haben — — — mir sechs Zeilen zu antworten.

Leben Sie wohl, Fürstin; auch Sie werden eines schönen Abends bei dem Schatten Virgils sich zu verantworten haben wegen der Attentate, welche ich an seinen schönen Versen begehe — — besonders wenn mein Palast nur aus rohen Ziegeln besteht und meine schwebenden Gärten nichts als Weiden und wilde Pflaumenbäume enthalten.

H. Berlioz.

[1] Jean Zuléma A. (1796—1856).

[2] Adolfo F. (1828—1856), Pianist und Salonkomponist.

[3] Adolphe Ad., der französische Opernkomponist (1796—1856).

[4] Richard P. (1826—1896), Musikschriftsteller, der, wie für Wagner und Liszt, so auch für Berlioz tapfer eintrat. Seine Gattin, Jeanne geb. Eyth, gehörte als Harfenistin der Weimarer Hofkapelle an.

P. S. Hat Cornelius seine Übersetzung der Nuits d'été[1] beendet? Hat Liszt irgendwelche Reisepläne? — — Es wird eine Barkarolle sein für die Schlangen des Laokoon.

IX.

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Fürstin, daß ich erst heute Ihre beiden letzten Briefe beantworte. Sie können sich denken, daß die Änëide und die Akademie Ursache dieser Verzögerung sind. Aber die Änëide weit mehr als die Akademie. Jeden Morgen mußte ich den Wagen besteigen, mein Album in der Hand, und auf all diesen langen Fahrten dachte ich — — — nicht an das, was ich dem „Unsterblichen" sagen würde, dem ich meinen Besuch machte, sondern an das, was ich meine Personen im Stücke sprechen lassen wollte.

Endlich hat diese Doppelbeschäftigung ein Ende genommen. Die Akademie hat mich ernannt, wie Sie wissen, und die Oper ist beinahe fertig. Ich bin bei der letzten Szene des fünften Aktes. Ich interessiere mich leidenschaftlich für den Gegenstand selbst, mehr als ich sollte, und leiste den oft an mich herantretenden Verlockungen, den Stoff gleich musikalisch zu behandeln, Widerstand. Ich will alles erst in befriedigender Weise fertig machen, ehe ich an die Partitur gehe. Das hat mich indessen nicht abgehalten, in der letzten Woche das Duo von Shakespeare zu schreiben:

In such a night as this
When the sweet wind did gently kiss the trees, etc.

Die Musik des Liebesliedes ist fertig. Aber ich brauche noch vierzehn Tage, um alle die Verse abzurunden, auszufeilen, zu polieren, zu verbessern und zurechtzudrehen.

Ich mußte Ihnen diesen Bericht erstatten über meine Arbeit. Ohne Ihre freundliche Ermutigung würde ich sie ja nie unternommen haben.

Herr Belloc hat mir im Auftrage von Liszt die Musikalien

[1] Sechs Gesänge für eine Singstimme mit Klavier von Berlioz, 1856 von ihm orchestriert.

angekündigt. Ich werde nicht verfehlen, an Segher[1] das für ihn bestimmte Exemplar zu schicken. Aber bis jetzt habe ich noch nichts von Belloc erhalten und weiß auch nicht, wo er wohnt. Ich erwarte mit Ungeduld den Faust in drei Teilen; warum hat man diese Partitur erst zuletzt gestochen.

Ich habe noch zweiundzwanzig Kollegen zu besuchen und ihnen meinen Dank abzustatten. Fünfzehn Besuche habe ich schon heute Morgen gemacht und mich von einer Menge von Leuten umarmen lassen müssen, die gegen mich gestimmt haben.[2]

Also nun wäre ich eine Respektsperson! Ich bin kein Bummler mehr, kein Bohemien, dem der Zutritt zum Allerheiligsten verwehrt ist! Was für 'ne Komödie! Ich kann wohl gar noch Papst werden! Gleichviel, in drei Wochen habe ich mein Libretto zurecht gekratzt, mache mich dann an die Partitur und lasse nicht wieder los davon, ohne mich im geringsten ums Théâtre de l'Opera in Paris zu kümmern:

Quoi qu'il arrive ou qu'il advienne! (Scribe.)

Ich habe einen Moment Herrn Soupper[3] gesehen; ich zweifle, ob es ihm gelingen wird, sich im Sommer hier in Paris Gehör zu verschaffen. Es gibt jetzt — Gott sei Dank — keine Konzerte mehr. Es war 'ne wunderliche Idee von ihm.

Verzeihen Sie die Inhaltslosigkeit und Kälte in diesem Briefe. Sollte das vielleicht schon die Folge sein von — — — Ach nein, das ist ja gar nicht möglich, mein gesticktes Gewand ist ja noch nicht einmal bestellt.

24. Juni (1856). H. Berlioz.

P. S. Übrigens, im Ernst gesprochen, hat sich die Sektion für Musik sehr liebenswürdig gegen mich benommen mit Ausnahme von Caraffa;[4] ich bin meinen Kollegen vielen Dank schuldig. Meine

[1] François Jean Baptiste S. (1801—1881), Geiger, Begründer und Leiter der Société Ste. Cécile in Paris.

[2] Bei der Wahl zum Mitglied des Instituts, 21. Juni.

[3] Eugen von S., ungarischer Konzertsänger, lebte 1855 und 1856 in Weimar.

[4] Michele C. (de Colobrano), früher Offizier, Komponist und Kompositionsprofessor am Pariser Konservatorium (1787—1872).

Wohnung wird nicht leer von Gratulanten. Ich hätte nicht gedacht, daß die öffentliche Meinung dieser Ernennung solches Gewicht beilegen könnte. Ich habe auch erfahren, daß man sogar (in der Altenburg) einen Toast auf meine Kandidatur ausgebracht hat. Besten Dank dafür Liszt, Ihnen und unsern Freunden.

Beim nächsten akademischen Diner (es finden in nächster Zeit einige statt) werde ich einen Toast auf die Altenburg und die Geister, die dort hausen, ausbringen.

Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß es mir auch 1500 Francs jährlicher Rente einbringt (also fünfzehn Feuilletons weniger zu schreiben)!!!

X.

Teure Fürstin,

Gewiß, es ist möglich, ich hätte Ihnen schon das Manuskript geschickt, ohne zu fürchten, daß Sie enttäuscht sein würden.

Indessen müssen Sie ja doch über kurz oder lang wissen, woran Sie sich zu halten haben hinsichtlich des Charakters dieser Dilettantendichtung und ich gehorche Ihnen. In zwei bis drei Tagen schicke ich Ihnen die Trojaner. Haben Sie die Güte, sie mir baldmöglichst zurückzuschicken und sie nur den intimsten Freunden zu zeigen, auf deren Verschwiegenheit man rechnen kann. Wenn ich die Trojaner sage, so ist dies doch noch nicht der fest bestimmte Titel. Aber es ist der, welcher mir jetzt der passendste zu sein scheint. Alle anderen: Äneas, die Änëide, Dido, Troja und Carthago, Italien! sind nach einander angenommen und verworfen von den Leuten, die mir gestattet haben, ihnen mein Werk vorzulesen.

Darum handelt es sich aber jetzt nicht. Wir haben es mit der Musik zu tun. Sie werden sehen, welch eine enorme Partitur das Libretto beansprucht. Sie scherzen über meinen Plan, mich zurückzuziehen, in die Wüste zu gehen usw. Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß ich seit acht Tagen nicht eine einzige freie Stunde gefunden habe, mir die Sache zu überlegen, und daß der ganze nächste Monat mir zerstückelt wird durch ich weiß nicht wie viele langweilige Dinge, denen ich nicht ausweichen kann.

Und ferner — ferner — ferner — — — können Sie sich denken, daß ich ganz in love bin? Nein, wirklich verliebt in meine Königin von Carthago? Ich liebe sie zum Rasendwerden, diese schöne Dido! Sie werden finden, daß ich bei dieser Virgildichtung vieles aus Shakespeare entnommen habe. Ich habe meinen Cyperwein mit Spiritus verschnitten. Ich wünschte, daß Frl. Rachel[1] die Freundlichkeit gehabt hätte, mir gelegentlich den fünften Akt und die Kassandraszenen im ersten und zweiten Akt vorzulesen. Da hätte ich Accente finden können, Kunstpausen beachten, Wendungen auffassen — — — Aber sie ist zu sehr Diva, und jetzt sogar zu sehr Diva furens. Der große Erfolg der Ristori[2] hat sie in einen Zustand von Wut versetzt, der sie ganz unnahbar macht.

Liszt muß jetzt die Messe von Gounod[3] erhalten haben. Ich danke ihm herzlich für seinen Brief, für seine Sendung von Litolff[4] und auch für seine Kalauer. Ich werde mich künftig nicht scheuen, auch welche zu machen.

Also, nicht wahr, Sie haben die Güte und behalten mein Manuskript nicht länger, als drei oder vier Tage höchstens.

Entschuldigen Sie, bitte, daß ich Ihnen einen so konfusen Brief schreibe. Ich bin im Institut und schreibe in fliegender Eile zwischen zwei Sitzungen.

Ihr sehr ergebener und dankerfüllter Arbeiter, obgleich die ihm gestellte Aufgabe sehr schwer ist.

H. Berlioz.

XI.

Baden, 12. August 1856.

Lassen Sie mich Ihnen herzlich danken, Fürstin, für die anbetungswürdige Güte, welche Sie veranlaßte, mir einen so köstlichen Brief zu schreiben. Eine wirkliche Analyse! Das nenne ich in den Geist der Dinge eindringen.

[1] Rachel Felix, die große französische Tragödin (1820—1858).
[2] Adelaide Ristori, die berühmte italienische Schauspielerin (geb. 1822).
[3] Charles G., der Faust-Komponist (1818—1893).
[4] Henry L., Pianist und Komponist (1818—1891).

Sie haben mich ermutigen wollen. Die Redewendungen führen mich nicht irre; Sie gehen sogar so weit, die Schönheiten der Virgilschen Dichtung mir zur Ehre anzurechnen und mich wegen der Diebstähle, die ich an Shakespeare beging, zu rühmen. Seien Sie nur ruhig, ich habe jetzt den Mut, die Sache durchzuführen. Es ist gar nicht nötig, mich auf den Leim zu locken mit Lobsprüchen, die mir gar nicht zukommen. Es ist schön, weil es von Virgil ist; es ist ergreifend, weil es von Shakespeare stammt, das weiß ich wohl. Ich bin nur ein Maraudeur. Ich habe die Gärten der beiden Genies geplündert; ich habe dort einen mächtigen Blumenstrauß zusammengetragen, um der Musik ein Lager zu bereiten. Gebe Gott, daß sie nicht ersticke, und zu Grunde gehe an dem berauschenden Duft.

Liszt hat ganz recht. Das Wort »Italie« klingt schlecht im Vergleich zu »Italiam« mit dem Accent auf der zweiten Silbe. Aber ich schreibe ja französisch — —. Ich hatte sogar die lateinischen Worte »votum« und »peplum« gebraucht, aber man riet mir, sie durch die entsprechenden französischen Ausdrücke zu ersetzen.

Ich will auch die Szene des Ascanius ändern. Er darf wirklich nicht sagen „O Königin, welch' blutgetränkte Spur liegt hinter unsern Schritten." So spricht kein Kind. Aber er mag wieder das Wort nehmen, um zu sagen: „Ich bin sein Sohn!" Sein kindlicher Stolz macht sich geltend, nachdem Pentheus die Worte gesagt hat: „Unser Führer ist Äneas!" Was die Szene zwischen Dido und ihrer Schwester betrifft, wo Sie gemeint haben, daß die Königin schon im voraus vom Äneas spricht, so kann ich mir Ihr Mißverständnis gar nicht erklären. Ich bin Ihnen fast böse gewesen, daß Sie mir eine derartige Geschmacklosigkeit zutrauen konnten. Die Königin hätte ja Luchsaugen haben müssen, um in einer stürmischen Nacht den Trojanerfürsten auf seinem Schiffe zu entdecken. Aber davon ist auch gar nicht die Rede. Das ist mir nie in den Sinn gekommen. Ich habe dabei lediglich an eine Erscheinung gedacht, die ihre Liebesgedanken ihr vorspiegelten, um nicht zu dem stets wiederkehrenden, klassisch gewordenen Traum meine Zuflucht zu nehmen. Dido ist die Beute einer Schlaflosigkeit, wie sie von Bernardin in Paul et Virginie so hübsch geschildert wird. Sie steigt

auf die höchste Turmzinne ihres Palastes und bietet Haupt und Brust dem rasenden Sturme dar, ihr Herz erbebt in heißem Liebesdrang, da glaubt sie in der Ferne einen Fremdling mit stolzer Miene zu erblicken; es ist nur eine Sinnestäuschung. In Wirklichkeit sieht sie nichts, und weiß auch ganz wohl, daß sie nichts gesehen hat.

„Versunken ganz in tiefes Sinnen wähnte
Vom hohen Turme ich zu schauen, usw.
Da schienen Leib und Seele wie auf Feuersflammen
Entgegen ihm zu eilen ...
So stand ich bis zum Tagesgrauen
Die Beute einer Sinnestäuschung
Und unaufhaltsam flossen meine Tränen.
Wie angewurzelt stand ich, konnte fliehen
Nicht vor den Qualen, vor dem Reize der Erscheinung."

Sie sehen, sie hat den Fremden weder gesehen noch zu sehen geglaubt; es ist von Äneas gar nicht die Rede.

Ein anderes Mißverständnis beim Lesen hat Sie veranlaßt, mir einen Gedanken unterschieben, den ich nicht gehabt habe. Ich bin untröstlich, daß ich Ihr Lob gar nicht verdiene. Es betrifft das „Grab" des Achilles. Ihre Idee, daß die Trojaner sich vor dem „Grabe" des Helden fürchten, ist vorzüglich ... Ich habe nur von Furcht gesprochen vor dem Orte, wo sein Zelt stand. Das schließt sich an Virgils Darstellung an: Hic saevus tendebat Achilles Freilich macht Virgil aus dem Trojanervolk nicht einen Haufen Gascogner.

Vielen Dank für alles, was Sie in Ihrer großen Güte mir schreiben, um mir Mut zu machen. Wenn ich nach Paris zurückkomme, werde ich mich von allen anderen Beschäftigungen frei machen und meine musikalische Aufgabe in Angriff nehmen. Sie wird sehr schwer sein, mögen alle Götter Virgils mir zur Hilfe kommen, sonst bin ich verloren. Das Schwierigste dabei ist, die richtige musikalische Form zu finden, diese Form, bei welcher die Musik ganz zurücktritt oder doch nur die demütige Sklavin des Wortes ist. Darin hat Wagner viel gesündigt. Er will sie ganz entthronen, sie auf ausdrucksvolle Accente beschränken. Er übertreibt

das Gluckſche Syſtem (glücklicherweiſe iſt es dieſem ſelbſt nie gelungen, ſeine verruchte Theorie durchzuführen). Ich bin für die Muſik, welche Sie ſelbſt einmal die „freie“ genannt haben. Ja frei und ſtolz, ſouverän und ſiegreich; ich will, daß ſie alles erobern ſoll, daß alles in ihr aufgehen ſoll, daß es für ſie keine Alpen und Pyrenäen gibt. Aber wenn ſie ſiegen ſoll, muß ſie ſich auch ſelbſt in den Kampf ſtürzen, nicht ihre Leutnants voranſchicken. Die Verſe müſſen eine gute Schlachtordnung bilden, aber ſie ſelbſt muß ins Feuer gehen, wie Napoleon, ſie muß, wie Alexander, die Erſte ſein in der Phalanx. Sie iſt ſo mächtig, daß ſie ganz allein in manchen Fällen den Sieg davon tragen würde und tauſendmal hätte ſie das Recht mit Medea zu ſagen: „Ich bins! das iſt genug!“ Sie zurückführen zu wollen auf die veralteten Rezitationen des antiken Chors, wäre die unglaublichſte und glücklicherweiſe auch vergeblichſte Torheit, die in der Geſchichte der Kunſt vorkommen könnte. Man ſoll ausdrucksvoll und wahr ſein, dabei aber doch der Muſik ihr Recht laſſen. Man ſoll ihr ſogar neue Mittel geben, um ſie wirkungsvoll zu machen, darin liegt das Problem. Béranger hat ja geſagt:

Qu'on puisse aller même à la messe,
Ainsi le veut la liberté.

Sonderbar nimmt ſich dabei der Name von Béranger aus! Gleichviel, Sie wiſſen, was ich meine.

Dann gibt es noch eine andere Klippe für mich bei dieſer Kompoſition. Ich laſſe mich zu ſehr hinreißen von den Gefühlen, denen ich Ausdruck geben ſoll. Das taugt nicht. Gerade an die feurigſten Dinge muß man kaltblütig herangehen. Das hat mich auch ſo lange aufgehalten, als ich das Adagio von »Romeo et Juliette« ſchrieb und die Verſöhnungsſzene im Finale. Ich glaubte, daß ich gar nicht damit fertig werden würde.

Die Zeit! ... die Zeit! ... dieſer große Tyrann! Unglücklicherweiſe macht ſie es wie Ugolino,[1] ſie frißt ihre eignen Kinder.

Bülow[2] iſt hier, Pohl iſt hier; das Konzert findet nächſten

[1] Graf Ugolino Gherardeſca in Piſa, deſſen Tod im Hungerturm Dante in der „Divina Commedia“ ſchildert.

[2] Hans von B., Liſzts großer Schüler (1830—1894).

Sonnabend statt. Vermutlich liegen Liszt und seine good friends in Ungarn[1] einander jetzt in den Haaren. Er gibt mir hoffentlich einen Bericht über seine Schlacht. Es handelt sich ja dort für ihn um eine Schlacht von Arbelles[2] (d'art belle).

Ich schließe mit diesem alexandrinischen Kalauer, um nicht länger an Dido zu denken, noch an Kassandra und um Sie ein wenig ungeduldig zu machen, wenn es möglich ist.

Ihr sehr ergebener und dankbarer Jopas.

H. Berlioz.

XII.

Lange Messer scheinen mir kurz zu sein, wenn sie nicht schneiden, lange Geschichten erscheinen mir kurz, wenn sie mich interessieren. So sind Ihre Briefe, Fürstin; ich muß gestehen, daß sie mich neu beleben oder vielmehr, daß sie mich überhaupt erst beleben. Sie senden mir, wie jener Soldat beim Anblick von Napoleon sagte, Feuer in den Magen. Herzlichen Dank daher für Ihre reizenden Berichte aus jener mir so fern liegenden Welt, nach der gewisse Seelen so hartnäckig trachten. Sie verstehen Alles, was nur wert ist, verstanden zu werden. Sie machen mir stets neuen Mut; ich arbeite eifrig. Bei diesem Traumleben im Walde von Plombières habe ich zwei wichtige Abschnitte fertig gemacht: den ersten Chor des Trojanischen Pöbels im Anfang des ersten Aktes und die Arie der Kassandra. Ferner habe ich zwei kurze Szenen im Beginn des fünften Aktes hinzugefügt, die ich für nützlich und wirksam halte. Eine derselben stellt mir eine höchst interessante musikalische Aufgabe. Es handelt sich um zwei trojanische Soldaten, welche mitten in der Nacht Wache halten. Der eine marschiert von rechts nach links, der andre von links nach rechts und wenn sie sich mitten auf der Bühne treffen, so schwatzen sie darüber, daß ihre Führer sich in den Kopf gesetzt haben, dies verwünschte Italien zu erobern,

[1] Liszt war zur ersten Aufführung seiner Graner Messe nach Ungarn gereist.

[2] Sieg Alexanders des Großen über Darius Kodomannus, 331 v. Chr.

während es doch so schön sei in Karthago, wo man gutes Essen habe, gutes Quartier und alles andre. Dabei erzählt dann der Eine dem Andern (natürlich in vulgärer Ausdrucksweise), daß man seit acht Tagen am Hofe ganz traurig sei, weil Äneas der Königin zu verstehen gegeben habe, daß er sie bald verlassen werde usw Das genügt, um die Lücke zwischen dem vierten und fünften Akt auszufüllen, und der Zuhörer erfährt, wieviel Zeit während des Zwischenaktes verstrichen ist und was am Hofe vor sich geht. Da ist denn vielleicht der scharfe Gegensatz zwischen diesen Wünschen der gemeinen Soldaten und den hohen Zielen und Bestrebungen der königlichen Personen ein ganz glücklicher. Das Gespräch der Soldaten wird von einem Marsch in dreiviertel Takt begleitet. Es ist zur Hälfte fertig.

Auch manche andre Stelle habe ich verbessert und ergänzt. Das Arbeiterlied ist gestrichen. Ich hatte vergessen, „die künftige Größe von Rom" genügend in den Vordergrund zu rücken; einige Verse als Zusatz zum ersten Monolog von Hektor reichen dafür aus. Dann habe ich mir auch nicht versagen können, die Episode von Virgil hineinzubringen mit dem Austausch der Schilder durch Corebus und seine Leute:

Mutemus clipeos Danaumque insignia nobis,
Aptimus. Dolus an virtus, quis in hoste requirat?

Corebus zum Äneas.

„Wir hatten vierzig Griechen übermannt
Als sie die Burg dir stürmten. Alle fielen,
Gesperrt noch ist das Tor von ihren Leichen.
Nun laßt uns rüsten uns mit ihren Schildern!

Der Chor.

Ergreift der Feinde Schild, den Feind zu täuschen!
List oder Tapferkeit gilt beides gleich.
Zum Tod bereit woll'n wir uns kraftvoll wehren,
Nur kühne Tat kann die Besiegten retten.

Noch weitere Verbesserungen ... aber halt! Sie verstehen sicher die lateinische Sprache? Sie wagen es nur nicht zu sagen! Die Damen lieben gewöhnlich nicht, daß man bei ihnen klassische Bil-

dung vermutet. Aber das ist doch wirklich kindisch. Wissen und Können! gibt es denn ein größeres Glück in der Welt für Sie?

Ich bin ganz entzückt von einer Äußerung des Vater Nestor in Troilus and Cressida von Shakespeare. Ich habe eben diesen prachtvollen Abschnitt in der Iliade wieder gelesen, bei welchem freilich Shakespeare den Hektor noch viel gewaltiger erscheinen läßt, als Homer es tut. Nestor bringt seine Huldigungen dar der erhabenen Großmut des Trojaverteidigers. Er schildert, wie oftmals in den Kämpfen die große Menge der griechischen Krieger vor dem, in seinem Kampfwagen heranstürmenden Helden erzitterte und außer Stande gewesen sei, ihm Widerstand zu leisten, und wie dann Hektor sein Schwert zur Seite gewendet habe, um die Unglücklichen nicht zu treffen. Es war, wie der lebenspendende Jupiter, sagt der alte Nestor.

Welch ein Gemälde schüfe ich davon, wenn ich ein großer Maler wäre! Gott im Himmel! wie ist das herrlich!

Nestor.

Seht! das ist Jupiter, der Lebensretter!

Mir will das Herz zerspringen, wenn ich auf solche Züge stoße ...

Ich höre viele schöne und gute Dinge von Ihnen über Liszts Aufenthalt in Ungarn. Aber wann und wie seine Messe dort aufgeführt wird, schreiben Sie mir nicht. Sein edles Profil hängt über meinem Piano. Es schien mir zuzulächeln, als ich gestern aus Plombières zurückkam. Es geht also Alles gut! Ich kann es mir denken.

Leben Sie wohl, Fürstin, und mockiren Sie sich nicht allzusehr über die Selbstgefälligkeit, mit der ich mir erlaubt habe, Sie von meiner Arbeit zu unterhalten. Sie haben mich nun einmal in den Glauben versetzt, daß es Sie interessiert, ebenso wie Dido, Trojae supremum audire laborem.

Das Konzert in Baden fiel glänzend aus; von Bülow wird Ihnen darüber berichten.

Ihr ganz ergebener Jopas,

Paris, den 3. Sept. 1856. H. B.

XIII.

Paris, 14. Nov. (1856)
4 rue de Calais.

Ich bitte recht sehr um Entschuldigung, Fürstin, daß ich mit der Antwort so lange zögerte. Ich war krank und so mißgestimmt durch die Krankheit, daß ich Ihnen einen sehr langweiligen, sehr verzagten Brief geschrieben hätte. Es geht mir auch jetzt noch nicht gut, aber ich tue mir den größten Zwang an, um meinen spleen nicht zum Vorschein kommen zu lassen. Wenn Liszt so wie ich ist, so muß er sehr liebenswürdig sein.

Ich brauche die Partitur von Cellini noch nicht; es wird kaum nötig sein, sie mir vor Ende Dezember zu schicken. Übrigens schreibe ich an Liszt, sobald der Augenblick gekommen ist. Man will durchaus, daß ich noch nicht sage, worum es sich handelt, und ich habe mein Wort darauf gegeben. Übrigens ist es keine große Sache.

Ich habe keinen Tag ausgesetzt bei meiner phrygischen Arbeit, trotz der schlimmen Stunden des Widerwillens, den meine Krankheit mir einflößte. Ich fand dann alles, was ich gemacht hatte, kalt, flach, dumm und fade. Es kam mir die Lust an, alles zu verbrennen.

Der menschliche Organismus ist doch wunderlich und unbegreiflich. Jetzt, da es mir besser geht, lese ich meine Partitur wieder durch und nun scheint sie mir nicht so einfältig, wie ich glaubte. Ich bin noch bei dem großen Ensemblesatz:

Chatiment effroyable!
mysterieuse horreur!

nach der Erzählung des Äneas von der Laokoonkatastrophe. Ich komponiere einen Abschnitt in zwei Tagen, bisweilen in einem und dann brauche ich wohl drei Wochen, um ihn hin und her zu überlegen, ihn auszufeilen und zu instrumentieren.

Die Dichtung ändert sich auch immer noch ein wenig. Ich habe soeben noch dem ersten Akte eine Szene hinzugefügt. Er wird dadurch nicht länger. Es tritt an die Stelle eines Balletts während des Volksfestes, welches, wie Sie sich erinnern werden, in der Trojanischen Ebene stattfindet. Die ganze trojanische Bevölkerung, das

Heer geführt von Äneas, Priamus, die Königin, Helena, die Fürsten und Fürstinnen, die trojanischen Kinder angeführt von Askanius, die Volksmenge, die Priester, kommen in einem großen Zuge, um dem Jupiter und Neptun Dankopfer für die Befreiung Trojas darzubringen. Ich habe geglaubt, daß eine der rührendsten Figuren in dieser Geschichte auch bei dieser Zeremonie auftreten müßte. Nachdem daher verschiedene Staatskorporationen ihre Gaben auf dem Feldaltar niedergelegt haben, in dem Augenblick, wo die Festesklänge am lebhaftesten erschallen, ändert sich plötzlich der Stil der Musik und unter melodramatischer Begleitung schreitet Andromache einher, ganz in Tränen aufgelöst, untröstlich und mit gebrochenem Herzen (wenns möglich ist) an der Hand den Astyanax, welcher einen Korb mit Blumen trägt. Sie sind weiß gekleidet (die antike Trauer) und knien schweigend an dem Altare nieder. Das Kind stellt den Korb mit Blumen darauf, die Mutter betet; dann bringt sie das Kind zum Priamus, der es segnet; die Tränen überwältigen sie, sie zieht ihren Schleier vors Gesicht, ergreift wieder die Hand des Astyanax und beide schreiten langsam, ohne ein Wort zu sprechen, nach Troja zurück.

Kassandra, die wie eine verwundete Löwin hin- und herschreitet, erblickt Andromache, die im Abgehen begriffen ist, und ruft:

„O wehre Deinen Tränen, Weib des Hektor,
Daß nicht ihr Quell verdorre. Neuem Unheil
Bist Du noch manche bittre Träne schuldig!"

Und die Trojanerinnen des Chors:

„Du Unglückselge! Alle Weiber weinen
Bei Deinem Anblick! Klage übertönt
Des Festes Jubel. Trauer überall
Und Wehmutsklang von mitleidvollen Herzen!

Diese acht Verse werden gesungen oder richtiger gesagt, beiseite gesprochen bei melodramatischer Begleitung. Dann nimmt das Fest seinen Fortgang. Ich habe vieles retouchiert hier und dort, ich retouchiere beständig; ich streiche, mache Zusätze und ändre.

Ein Feuilleton, das ich heute beendigte, hat die Arbeit unterbrochen, ein andres wird mich übermorgen wieder unterbrechen und so wird es fortgehen bis zuletzt.

Wie gütig von Ihnen, sich so, wie Sie es tun, für die Kristallisation dieses langen Werkes zu interessieren! Nochmals besten Dank. Das gibt mir Geduld und Mut. Aber wenn ich unglücklicherweise in die Oper gehe, dann fliegen Geduld und Mut beide davon. Man hat neulich die Rose de Florence des Herrn von St. Georges gegeben, Musik von einem gewissen Billetta. — — — Wenn das Publikum dergleichen anhört ohne zu murren, dann gehört es zu den Buschmännern und Hottentotten vom Kap der guten Hoffnung.

Tausend Grüße für Liszt.

Ihr ganz ergebener H. Berlioz.

XIV.

4. rue de Calais.
25. oder 26. Dezember 1856.

Mit welcher erfinderischen Güte, teure Fürstin, beharren Sie dabei, mir Mut zu machen! und wie dankbar bin ich Ihnen dafür! Ich glaubte, Sie seien alle längst nach Weimar zurückgekehrt. Ich bin auch wieder recht krank gewesen, so krank, daß ich die Arbeit an meiner Partitur kaum fortsetzen konnte. Erst seit einigen Tagen geht es mir wieder besser. Ich beeile mich zu antworten, einmal um Ihnen zu gehorchen und dann um Liszt zu sagen, er möge mir noch nicht die Orchesterpartien zum Cellini schicken. Sie lägen hier ganz nutzlos. Ich weiß noch gar nichts Bestimmtes über die Zeit, wann ich sie gebrauchen werde und die Zahl von Wochen, während deren ich sie behalten möchte. Liszt muß dabei tun, als ob ich ihm nichts gesagt hätte. Es handelt sich (unter uns) darum, den Cellini im Théâtre lyrique aufzuführen. Dabei soll ein Teil des Textbuchs für den Dialog in Prosa gesetzt, auch einige vorteilhafte, von den Verfassern ausgehende Abänderungen vorgenommen werden. Aber die Proben dazu sollen erst nach dem Oberon[1] abgehalten werden, für den jetzt in diesem Theater die Proben stattfinden. Morgen Abend gibt man dort zum ersten Male die Reine Topaze,

[1] Carl Maria von Webers Oper.

eine Pariser Oper,[1] in der die Primadonna die Variationen von Paganini über den Karneval von Venedig singt, und der man einen fabelhaften Erfolg weissagt. Ich werde also erst in einigen Tagen über die bestimmt und deutlich ausgesprochenen Absichten des Direktors Näheres erfahren. Sein Theater ist in gutem Gange, er verdient viel Geld, aber — — — ich sehe so viele aber, daß ich sehr vorsichtig sein muß in Betreff seiner Geneigtheit, die noch wenig aufgeklärt ist.

Litolff muß an Liszt meinen Brief für die Frau Großherzogin und ein Exemplar der Partitur zum Cellini geschickt haben. Ich lasse ihn bitten, beides ihrer Königl. Hoheit vorzulegen.

Ich beschwöre Sie inständigst, über die Altenburg hinaus nichts von dem Plan dieser Pariser Aufführung verlauten zu lassen. Niemand weiß hier das geringste davon und die Klugheit gebietet, daß man nicht eher als im letzten Augenblick davon spricht.

Sie wollen weiteres von Troja hören. Ich bin erst heute Abend dorthin zurückgekehrt. Gestern war ich in Carthago; ich habe für das Finale im vierten Akt und das große Liebesduett die Instrumentation fertig gemacht. Damit ist aber nicht gesagt, daß die voraufgehenden Abschnitte schon fertig seien. Augenblicklich arbeite ich an dem Finale des ersten Akts (an der Szene des Aufzuges mit dem Pferde); alles andere in diesem Akte ist fertig. Ich feile immer wieder an der Dichtung herum. Es schien mir schließlich doch, daß die Anspielung der sterbenden Dido auf die spätere Herrschaft Frankreichs in Afrika nichts als kindischer Chauvinismus wäre, und daß es viel würdiger und größer sein würde, bei der Idee zu bleiben, die Virgil selbst andeutet. Daher lasse ich die Königin, was mir überdies viel logischer scheint, folgende Worte sprechen:

„Dereinst entsprießt auf afrikan'scher Erde
Aus meiner Asche ruhmgekrönt der Rächer ...
O Hannibal! Dein sieggewalt'ger Name,
Wie Donnerklang, erfüllt mit Stolz die Seele.
Befreit von der Erinn'rung trüber Tage
Steig' ich geziemend nun hinab zum Hades!"

[1] Komische Oper auf Text von Lockroy von Victor Massé, am 27. Dez. 1856 aufgeführt.

Nun folgen noch eine Menge von Wortänderungen, Versumbildungen — — — — ich gerate ganz in Eifer beim Glätten, Abschleifen und Reinigen. Aber wenn ich daran denke, was schließlich aus dem Werke wird, so wird mir ganz kalt ums Herz. — — Der Geschmack der großen Menge ist so ganz anders als der unsrige! Was uns rührt, läßt das große Publikum so kalt! und das, worüber es entzückt ist, wirkt auf uns abstoßend. — — — Und wo soll ich wohl meine Priameische Jungfrau finden, die Kassandra? und die Dido? — — —

Am Abend überwältigt mich oft die Ermüdung. Morgens mit dem Tageslicht kehrt der Mut zurück oder vielmehr die Gleichgiltigkeit, was draus werden wird; ich rolle aufs neue den Felsblock bergauf und sage mir: Auch ich bin ein Sysiphus, wie so viele andere!

Nächstens schreiten wir im Institut zur Wahl eines Nachfolgers für Paul Delaroche.[1] Ich denke und hoffe, daß E. Delacroix[2] diesmal Erfolg hat. Scheffer will sich durchaus nicht auf die Liste setzen lassen. Haben Sie den abgeschmackten Vortrag von Ponsard[3] gelesen? Hat man je einen solchen Provinzvoltärianer gesehen, der um nichts und wieder nichts sich herausnimmt, den Ruhm eines Shakespeare anzukläffen! — — — Alberner Tropf! Faule Gurke!

Kürzlich habe ich in meinem Bette den König Lear gelesen! — —

„Ich bin ein schwacher kind'scher alter Mann — — —
Die Dame halt' ich für mein Kind Cordelia! — — —

Cordelia.

Das bin ich auch! Ich bins!" —

Ist Liszt ganz wieder hergestellt? Ich nehme es an, da Sie mir nichts Gegenteiliges schreiben.

Ihr ganz ergebener

H. Berlioz.

[1] Der französische Historienmaler (1797—1856).

[2] Eugène D., der Begründer der romantischen Malerschule in Paris (1798—1863).

[3] Francis P., französischer dramatischer Schriftsteller (1814—1867).

XV.

4 Rue de Calais.

Teuerste Fürstin,

Dank, daß Sie mir aufs neue Ihre Unterstützung gütigst geliehen haben. Sie halten mich wohl für sehr mutlos. Doch fühle ich mich nicht anders wie gewöhnlich. Ich gehe meinen Gang weiter, und die Partitur schreitet fort. Nur die Moskitos, die Stechfliegen, die Bremsen der Theater und Konzerte werden immer beutegieriger, und wenn ich auf ihr Gesumme hören wollte, so würde ich kaum vier Stunden am Tage übrig haben, um irgend etwas Vernünftiges zu denken. Meine letzte Krankheit hat mir jedoch einen prächtigen Vorwand gegeben, zu Hause zu bleiben und den nütze ich aus. Die Rasse der Sänger, wie Sie es nennen (es ist eine stolze Rasse), vermehrt sich ins Unendliche. Das einzige Mittel, etwas bei ihnen zu erreichen, ist, ihnen geharnischt und mit der Lanze bewaffnet entgegenzutreten, wie Pallas, bereit zu Kampf und Stoß. Aber ich glaube, im Grunde ist es immer so gewesen; wir wissen nur nicht mehr, was unsre Lehrer, unsre Vorgänger zu leiden gehabt haben von ihren Interpreten.

Wenn Liszt von seinem Ausflug nach Leipzig zurückkommt, haben Sie wohl die Güte, mir etwas über die Aufführung seiner Werke im Gewandhaus zu berichten und mir etwas über die Seinigen zu schreiben!

Sie lächeln wohl über die neuen Opern, deren bevorstehende Aufführung in der kaiserlichen Musikakademie unsre Zeitungen ankündigen und über die berühmten Komponisten: die Herren A. d'Indy,[1] Membrée,[2] Fauconnier,[3] Gastinel.[4] — — — Es ist auch wirklich

[1] Saint Ange Wilfrid d'I. (geb. 1821), französischer Komponist, Onkel von Vincent d'I., schrieb Streichquartette und mehrere Opern, deren eine: „Maître Claude" 1857 in der Pariser Opéra zur Aufführung kommen sollte, ohne daß es dazu kam.

[2] Edmond M. (1820—1882), französischer Opernkomponist.

[3] Benoit Constant F. (geb. 1816), belgischer Komponist, Gatte der Sängerin Sophie Guelton, war einige Jahre Kapellmeister des Fürsten Chimay, mit dem er auch in Rom lebte, und domizilierte seit 1868 in Paris. Seine Oper »La Pagode« ging am 26. September 1859 in der Opéra-comique in Szene.

[4] Léon G. (geb. 1823), schrieb Chor- und Orchesterwerke, Messen, komische Opern, ein Ballet.

spaßhaft, umsomehr, als nichts davon wahr ist. Das lassen die Herren nur ankündigen, um von sich reden zu machen. Alle diese Schwäne sind nichts als Enten. Diese Gänse werden das Kapitol auch nicht retten und kaum ein einziger von diesen Pinguinen wird so weit kommen, seine Taucherkünste dem Publikum vorzumachen. Man schwört auf Verdi. Verdi for ever. Man kündigt seinen Macbeth an, seinen Rigoletto.

Sie werfen mir vor, daß ich Ihnen nichts von den Trojanern sage. Ich bin bei der Beendigung des vierten Aktes. Es geht stoßweise, aber in unregelmäßigen Stößen. Das Ende und der mittlere Teil sind fertig, nächstens fange ich mit dem Anfang an.

Der erste Akt ist ganz fertig. Das ist der umfangreichste, er dauert eine Stunde und zehn Minuten. Ich muß daher jeden der anderen Akte möglichst zusammendrängen, damit das ganze Werk in vernünftigen Grenzen bleibt. Der zweite und vierte werden kurz sein. Was den Eindruck betrifft, den ich von dieser Musik habe, so wechselt er mit meiner Stimmung, je nachdem die Sonne scheint oder es regnet, je nachdem ich Kopfschmerzen habe, oder nicht. Dasselbe Stück, das mich gestern noch beim Lesen entzückte, läßt mich heute kalt und stößt mich ab. Mein einziger Trost bei diesem Wechsel ist, daß es mir immer so gegangen ist im Leben, bei allem, was ich gemacht habe.

Kürzlich habe ich die Instrumentalmusik mit den Chören für das Andromache-Melodrama fertig gemacht. Darauf kam der Hornist Arban zu mir, der ein sehr lebhaftes Verständnis für den melodischen Ausdruck hat. Er spielte das Klarinettensolo ganz ausgezeichnet, so daß ich im siebzehnten Himmel war. Am zweiten Tage darauf lasse ich mir den Klarinettisten von der Oper (Leroy) kommen, ein Virtuose erster Klasse, aber kalt. Er probiert sein Solo; mein Piano war etwas zu tief, die beiden Instrumente stimmten nicht zusammen, der Virtuose traf nur so ungefähr das Richtige. Er fand es sehr hübsch. Ich war außer mir, ärgerte mich über Andromache und Astyanax und hätte alles ins Feuer werfen mögen. Wie abscheulich ist doch die Ungenauigkeit bei musikalischen Aufführungen! Indessen glaube ich doch, daß der junge Mensch schließlich sein Solo richtig verstehen wird, wenn ich

es ihn Takt für Takt ſtudieren laſſe. Das hat aber augenblicklich keinen Zweck.

Das Letzte, was ich gemacht habe und was Ihnen, wie ich hoffe, gefallen wird, iſt das Enſemble, welches dem Liebesduett im vierten Akt voraufgeht:

„Nun tiefe Stille rings umher, es dehnt ſich
Weithin das Meer, umſchleiert von der Nacht,
Und ſüße Weiſen murmelt es im Traum.“

Mir ſcheint, es liegt etwas Neues in dem Ausdruck dieſes Wohlbehagens, die Nacht zu ſehen, das Schweigen zu empfinden und dem Meeresſchlummer erhabene Klänge zu verleihen. Überdies ſchließt ſich dies Enſemble in einer überraſchenden und ganz zufällig entſtandenen Weiſe an das Duett an. Denn daran hatte ich gar nicht gedacht, als ich die beiden Sachen ſchrieb.

Das Théâtre-lyrique hat die Vorbereitungen zum Oberon beendigt. Ich habe keine Idee, was ſie aus der Ouvertüre von Weber machen werden. Demnächſt will der Direktor Cellini aufführen; aber inzwiſchen rückt die Saiſon immer weiter vor, das Geſchrei des Publikums nach der Reine Topaze nimmt gar nicht ab, das Theater ſchließt im Mai ſeine Vorſtellungen und mir ſcheint es wenig klug zu ſein, Mitte oder Ende April die Wiederaufnahme des Stückes zu riskieren, die dann ſobald ſchon durch den Theaterſchluß unterbrochen werden würde. Übrigens hat der Tenor, auf den ich rechnete, ſoeben ſein Engagement „braſilianiſiert“ und iſt nach Rio Janeiro gereiſt. Verzeihen Sie den Kalauer.

Habe ich Ihnen ſchon erzählt, daß man in Anlaß der Ermordung unſres armen Erzbiſchofs[1] die Worte der Lafontaineſchen Fabel verdreht hat:

Sur un arbre { Verger / perché

Il ouvre un { archevêque / large bec, etc.

Es iſt abſcheulich, aber man will ſich totlachen darüber.

[1] Der am 3. Januar ermordete Erzbiſchof von Paris, Sibour.

Als man den Elenden in der vorigen Woche zum Schaffot führte, riefen Arbeiter, die ihn vorüberkommen sahen, wie man sagt, ihm zu: Berger! Du läßt dich am Freitag köpfen! Das wird dir Unglück bringen! — —

Ihr ganz ergebener

13. Februar 1857. H. Berlioz.

Glücklicherweise war meine Antwort noch nicht abgegangen, als Ihr letzter Brief eintraf. Danken Sie bitte dem vortrefflichen Liszt für seine unermüdliche und ausdauernde Freundschaft. Ich bin hoch erfreut zu hören, daß man l'Enfance du Christ auf dem Aachener Feste[1] aufführen will. Es wäre sehr freundlich von Liszt, mir eine Zeile darüber zu schreiben, wenn die Chorproben beginnen, und andere Einzelheiten über die Aufführung. Soll das ganze Werk aufgeführt werden? Hat man schon die Chor- und Orchesterstimmen kommen lassen? Wird man eine Orgel von Alexandre haben? usw.

XVI.

Paris, 18. März, Mittwoch 1857.

Sicher würden Sie diese späte Antwort entschuldigen, könnten Sie sich nur vorstellen, in welcher Klemme ich mich seit einigen Wochen befinde. Eine solche Konzertwut hat man in Paris noch nie erlebt. Man gibt sie, d. h. verschenkt sie, mietet Säle, bezahlt die Musiker und verteilt die Billete gratis. Daher diese verwünschte Plackerei für mich und viele andere. Seit elf Tagen habe ich keine Stunde Zeit gehabt, an meiner Partitur zu arbeiten.

Ich hatte eine sehr dringende Bestellung an Liszt und kann sie erst heute ausführen. Mein Verleger Richault[2] bittet mich, ihn zu bitten, er möge die Aachener Festunternehmer bitten, sich wegen der Chor- und Orchesterstimmen zu l'Enfance du Christ an Richault zu wenden. Sie sind gestochen und kosten daher viel

[1] Niederrheinisches Musikfest unter Liszts Leitung.

[2] Pariser Musikverleger.

weniger als Abſchriften. Auch deutſche Textworte ſind dabei, es fehlt an nichts.

Ich habe das Buch von Oulibicheff[1] geleſen, welches Sie erwähnten; es iſt wirklich ſehr perfide. Der Verfaſſer ſpottet über die „Adepten“ von Beethoven und er ſelbſt iſt ein Mozart-Adept in höchſter Potenz, ein wahrer Fanatiker. Aber ſein Buch iſt gut geſchrieben (abgeſehen von einigen Fehlern, die ihm untergelaufen ſind), während das Buch von Lenz, welches er lächerlich macht, auch wirklich lächerlich iſt. Lenz vergißt, daß er kein franzöſiſch verſteht, und daß das, was er in dieſer Sprache ſchreibt, gar nicht zu leſen iſt. Dabei macht er auch noch ganz ſchauderhafte Witze, das gab ſeinem Gegner gewonnenes Spiel.

Webers Oberon hat, wie Sie ohne Zweifel wiſſen, großen Erfolg gehabt. Im Théâtre-lyrique ſind gar keine Plätze zu haben, wenn man ſie nicht wenigſtens eine Woche vorher beſtellt. Selbſt unſre braven Bürger ſind ganz erſtaunt, daß dieſe Muſik ſie ſo entzückt, deren Aufführung, wenn auch nicht ganz tadellos, doch ſehr viel beſſer war, als ſie es in der Opéra-Comique oder beſonders in der Opéra geweſen ſein würde. Letztere iſt in einem kläglichen Zuſtand und kommt immer weiter herunter.

Sie hatten die Güte, ſich zu erkundigen, wie weit ich mit meiner Arbeit bin. Ich bin bei der Jagdſzene der Königin, mit welcher der vierte Akt beginnt (alles andre im vierten Akt iſt fertig). Ich habe dann noch den zweiten, dritten und fünften Akt zu ſchreiben. Das Textbuch iſt jetzt ganz fertig nach vielen Änderungen in den Einzelheiten. Ich habe es kürzlich bei Herrn Ed. Bertin[2] vorgeleſen, in einer Verſammlung von Schriftſtellern, genauen Kennern von Virgil und Shakeſpeare, deren ſcharfes Urteil ſehr zu fürchten war. Die Zuhörer ſchienen ſehr befriedigt zu ſein,

[1] Alexander v. Ou. (1795—1858), ruſſiſcher Muſikfreund, hatte in ſeiner Biographie Mozarts (1844) dieſen auf Koſten Beethovens geprieſen. Als der ruſſiſche Beethoven-Schriftſteller Wilhelm von Lenz (1809—1883) ſich hierauf in ſeiner Schrift »Beethoven et ses trois styles« in eine Polemik einließ, entgegnete Ou. mit »Beethoven, ses critiques et ses glossateurs« (1857) in einer Weiſe, die allgemeine Entrüſtung erregte.

[2] Eigentümer und Direktor des »Journal des Débats« (1797—1871).

aber auch ebenso erschrocken über die gewaltige musikalische Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Man hat mir nur eine Bemerkung gemacht, nämlich über die Gespenstererscheinung im fünften Akt. Man fand die Idee abgeschmackt, durch Dido die französische Herrschaft in Afrika prophezeien zu lassen, dagegen fand die Prophezeiung des kurzen, ruhmreichen Rachezuges des Hannibal allgemeinen Beifall. Der Stärkere hat immer recht, man muß ihm nachgeben.

Ich bleibe also bei meiner langwierigen Arbeit, ohne mir Gedanken darüber zu machen, welches Schicksal mein Werk haben wird, wenn es fertig ist. Es kommen jetzt so viele greuliche Abgeschmacktheiten zu Tage und machen sich breit in unsrer musikalischen Welt, daß ich von Tag zu Tag mehr geneigt bin, mich aus diesem ganzen Treiben zurückzuziehen. Indessen hatte ich immer noch den Wunsch, hier eine große Aufführung des „Faust", den die Pariser fast noch gar nicht kennen, zu veranstalten; ich habe aber weder einen Saal noch Sänger dafür finden können. Also denken wir nicht weiter daran. Seitdem die kleine Société d'élèves du Conservatoire entstanden ist unter der wunderlichen Leitung von Pasdeloup[1] und unter der Patronage der Prinzessin Mathilde, ist alle Ensemble-Musik während der musikalischen Saison in Paris fast unmöglich geworden, falls man nicht etwa solche kläglichen Konzerte geben will, von denen ich soeben sprach.

Man hat mir vorgeschlagen, im Mai während der Hochzeitsfestlichkeiten für den Kronprinzen nach Schweden zu gehen; ich ziehe es aber vor, zu arbeiten.

Ihr ganz ergebener, devotissimo,

H. Berlioz.

Ist Liszt noch immer in Leipzig?

XVII.

Mein Gott, welche Fülle von Ideen in Ihren Briefen, Fürstin! Ich wage gar nicht Ihnen zu antworten. Und doch tue ich es.

[1] Jules P. (1819—1887), der verdiente Pariser Dirigent und Begründer der »Concerts populaires«.

Mögen Askanius und die Trojaner in den afrikanischen Wäldern umherschweifen, die Jagdhörner erklingen, der Donner rollen. Ich lasse mir nicht das Vergnügen nehmen, mit Ihnen zu plaudern. Was die Gespensterszene betrifft (es ist nur noch eine einzige im Stück), nach der Sie mich fragen, so hat man nichts daran auszusetzen gehabt. Ich habe sie daher auch nicht gestrichen. Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß man befürchtete, wenn die vier Schatten einzeln auftreten und nach einander sagen: „Ich bin Priamus, ich bin Corebus," usw., so würde das eine etwas bedenkliche Prozession abgeben. Indessen habe ich dafür eine andre Inszenierung gefunden, falls die jetzige begründete Bedenken erregen sollte, was ich jedoch kaum glaube.

Die wichtigsten Änderungen, welche ich zuletzt noch im Textbuche vorgenommen habe, sind gerade dazu bestimmt, diese Erscheinung vorzubereiten und ihr dadurch eine größere Bedeutung zu geben. Ich lasse daher den fünften Akt mit einer Szene beginnen, in welcher folgender Chor der Trojanerführer vorkommt:

„Der Zorn der Götter wächst von Tag zu Tag,
Furchtbare Zeichen künden Unheil an.
Das Meer, die Berge, tiefe Wälder seufzen,
Die Waffen klirr'n von unsichtbaren Schlägen.
Ganz wie in jener Schreckensnacht von Troya
Erscheint gewappnet Hektor, Zorn im Auge,
Gespenst'ge Schatten folgen seinen Spuren;
Die Toten zürnen — Schrecken ohne Ende!
In letzter Nacht noch schrie'n sie dreimal laut ...

Chor der unsichtbaren Schatten.

Italien! Italien!

Chor der Führer.

Ihr Rachegötter! Das ist ihre Stimme usw."

Nun folgt der Monolog des Äneas und dann treten die Schatten auf.

Im Finale des ersten Aktes ist noch eine wirkungsvolle Stelle für die Kassandra eingeschoben in dem Augenblick, wo die Begleiter des Pferdes sich nach dem Hintergrunde des Theaters zu entfernen:

„So bleibt doch! Haltet ein! Nehmt Axt und Feuer!
Durchforscht des Pferdeungeheuers Flanken!
Laokoon! ... Die Griechen! ... Eine Teufelslist
Steckt in dem Ding da! usw.

Das macht die Szene erregt und wird gesprochen (versteht sich unter Musikbegleitung) während des Marsches des Gefolges, der ferne verklingt.

Es würde zu lang werden, wenn ich Ihnen alle die zahlreichen kleinen Änderungen angeben wollte, welche ich hier und da vorgenommen habe. Wenn die Partitur fertig ist, kann ich — aber auch dann erst glauben, daß das Textbuch abgeschlossen sei. Ich suche jetzt möglichst Zeit zu sparen. Es ist zu lang. Ich brauche noch wenigstens 25 Minuten fürs Ballet.

Ich habe den gestrigen Abend in den Tuilerien zugebracht und konnte längere Zeit mit der Kaiserin über die Trojaner sprechen. Ich habe nicht ermangelt, mir für später die Erlaubnis zu erbitten, ihr die Dichtung vorzulesen. Sie hat sie anscheinend gern erteilt. Zu meiner großen Überraschung zeigte die Kaiserin sich sehr vertraut mit den Dichtern des Altertums. Sie kennt die Äneide bis in die kleinsten Details. Mein Gott! Wie ist sie schön. Wenn ich eine solche Dido hätte, dann fiele das Stück durch! — — Man würde mit faulen Äpfeln nach dem Äneas werfen, wenn er imstande wäre, einen Augenblick nur auf den Gedanken zu kommen, sie zu verlassen.

Wenn es zu dieser Vorlesung kommt, gleichviel wann, so wird es eine vortreffliche Gelegenheit sein, dem Kaiser über seine Opéra und die Leute, welche sie leiten, die Wahrheit zu sagen. Ich muß mir das ruhig und kühl im voraus überlegen.

Unterstützen wir also Carvalho[1] und das Théâtre-lyrique, sagen Sie! Ja, das tue ich auch. Aber wie diesem Direktor eine Idee davon geben, wie er nach unsrer Ansicht sein müßte? Im Grunde genommen ist er es nicht. Es ist damit, wie mit unzähligen anderen Dingen. Es ist nichts Reelles um sein angebliches Verständnis für stilvolle Musik. Nichts als Eitelkeit, Lüge und

[1] Eigentlich Léon Carvaille (1825—1897), Direktor des Théâtre-lyrique, wie nachmals der Opéra-comique.

Vergänglichkeit, heißt es im Liede; und Dummheit obendrein, sage ich. Carvalho ist nur etwas weniger dumm, als seine Kollegen. Ich habe gehört, daß ein neuer Boulevard durchgebrochen werden soll, was das Niederreißen des Théâtre-lyrique zur Folge haben würde; ich weiß aber nicht, wo und wann man einen Saal als Ersatz dafür bauen wird.

Ich möchte Liszt bitten, sich nicht wegen der Angelegenheit von l'Enfance du Christ zu beunruhigen. Ich glaubte, daß Alles vereinbart und abgemacht sei mit den Aachener Leuten. Sie haben also ihr Wort zurückgenommen? Lassen wir sie in Ruhe, wenn dem so ist. Liszt mag sich damit begnügen, ihnen irgend ein großes Oratorium zu dirigieren, bei dem sich hübsch gähnen läßt, das die Gläubigen einschläfert und die Ungläubigen zum Saale hinaustreibt. Ich gestehe, es würde mir gar nicht schmeichelhaft sein, mich diesem Komité aufdrängen zu lassen, und Liszt würde mir einen wirklichen Dienst erweisen, wenn er nicht darauf bestände.[1]

Ich habe Ihnen über Bronsarts[2] Konzert nicht geschrieben, weil ich unter dem Einfluß eines traurigen Eindrucks stand, welchen mir das Konzert machte. Ich habe drei Tage darunter gelitten. Was ich mit vielen anderen dabei unangenehm empfunden habe, ist folgendes: Er hat die Beethovensche Sonate in Ddur meisterhaft gespielt, der aufrichtigsten Bewunderung würdig; zumal im Adagio hat er sich zu einer erhabenen Größe im Ausdrucke aufgeschwungen. Dann hat er sein Trio aufgeführt, das Scherzo darin im Zweivierteltakt ist voll von Originalität, ganz reizend. Aber an verschiedenen Stellen von den anderen Sätzen dieses Werkes befindet sich stellenweise ein ganz schauderhaftes, wüstes Durcheinander, das Einen zur Verzweiflung bringt. Diese Stellen haben die Wirkung gehabt, daß sie den günstigen Eindruck, welchen die hohen Vorzüge des talentvollen Künstlers hervorgerufen hatten, in der Erinnerung der Zuhörer völlig wieder verwischten. Was mich betrifft, so habe ich beim Anhören moralisch und physisch mehr gelitten, als ich

[1] Die Aachener Aufführung des Berliozschen Werkes fand nichtsdestoweniger zu Pfingsten 1857 statt.

[2] Hans v. Br. (geb. 1830), Schüler Liszts, Pianist und Komponist, nachmals Hoftheaterintendant in Hannover und Weimar, lebt jetzt in München.

Ihnen sagen kann. Nach dem, was die Künstler erzählen, die das Trio mit ihm spielten und die ganz verblüfft über ein solches Vertrauen auf die Wirkung des Unschönen und Widerwärtigen waren, weiß Bronsart ganz gut, daß diese Stellen völlig unmusikalisch sind, und wie er ihnen zugab, hat er sie auch nur geschrieben, um Aufsehen zu erregen. Das erinnert mich an eine Äußerung, die mir der bewunderungswürdige Joachim[1] einst in Hannover machte, als er mir eine Ouverture nach seiner Fasson brachte. Ich machte ihn aufmerksam auf die fortwährenden Disharmonien der Geigenpartien im Allegro: „Ja," erwiderte er, „diese Stellen stimmen nirgends überein, es ist keine Harmonie darin, aber gerade das reizt das Ohr!" Ach Gott, diese jungen Leute sind toll und verrannt! Hat man einen Begriff von solchen Grundsätzen? Aus der Disharmonie ein System zu machen! Auf solche Weise gäbe man ja den rückgratlosen Routiniers in der Kunst die gefährlichsten Waffen in die Hand, um die wahren Pioniere, die mit Mühe und Not Bahn gebrochen haben, niederzuschlagen und tot zu machen. Das ist entsetzlich und ich muß gestehen, es macht mir schweren Kummer. Lieber möchte ich zu den ersten Klaviersonaten von Mozart und Pleyel[2] zurückkehren, als zu solchen Abscheulichkeiten zu gelangen. Nein, the fair is not foul, the foul is not fair, und die Hexen des Macbeth haben noch keinen überzeugt. Auch die Mitwirkenden, welche Bronsart hatte, waren ganz unzulänglich. Er hat eine lächerliche Sängerin gehabt, die Ärgernis erregte, und einen traurigen Pianisten als Partner, wie man mir sagte, denn ich kam eine halbe Stunde zu spät und habe nicht Alles gehört.

Und dann kommen diese Leute noch und sagen: das hat Ihnen gewiß gefallen, nicht wahr? — Sehr schmeichelhaft, wirklich! Es gefällt mir gerade so gut, als Vitriol trinken und Arsenik essen! — —

Verzeihen Sie, Fürstin, das Unzusammenhängende und Geschwätzige meines Briefes. Ich zittere beim Schreiben. Nun haben Sie die reine Wahrheit von mir gehört; ich hätte erröten müssen,

[1] Josef J., der große klassische Geiger (geb. 1831), Direktor der Berliner „Hochschule für Musik".

[2] Ignaz P. (1757—1831), Schüler Haydns, überaus fruchtbar aber oberflächlicher Komponist, Vater des berühmten Klavierbauers Camille P.

hätte ich sie Ihnen verheimlicht, nachdem Sie mich nun einmal danach gefragt haben. Übrigens habe ich Bronsart gegenüber mich nur über das geäußert, worüber ich ihm etwas Angenehmes sagen konnte, und er hat keine Ahnung von den entsetzlichen Schmerzen, welche der Musikmensch in mir auszustehen hatte, als ich mit ihm sprach. No, no, the fair is not foul, the foul is not fair.

Ihr ganz ergebener

Dienstag, den 24. März 1857. H. Berlioz.

XVIII.

Tausend Dank, Fürstin, für ihren reizenden, aber nur viel zu schmeichelhaften Brief. Ich bin nicht ganz so schuldig, wie ich scheine. Ich wagte nicht, Ihnen zu schreiben. Das ist wahr. Ich fürchtete, mein Brief würde Ihnen ungelegen und vielleicht gar lästig sein. Ich fürchtete, in Ihrer Vorstellung als ein ganz zurückgebliebener Musiker, mit veralteten Ideen und gewaltsamen Ansichten, zu erscheinen, der überdies in brutaler Weise seinen Meinungen Ausdruck gibt. Das ist auch vielleicht wahr — aber schließlich kann man ja ganz leicht solche Streitereien vermeiden, auch gibt es ja so viele andre Punkte, in denen ich zum Glück mit Ihnen völlig übereinstimme. Ich hoffe daher auch künftig nicht wieder Gefahr zu laufen, mich zu verletzenden Auseinandersetzungen hinreißen zu lassen. Mit lebhaftem Bedauern habe ich gehört, daß Sie lange und schwer krank gewesen sind. Aber da Sie nach Dresden reisen konnten, muß ich annehmen, daß Sie schon ein wenig wieder hergestellt sind. Auch ich befinde mich wieder ziemlich schlecht. Gleichwohl schmückt mich die interessante Blässe, mit der Sie mich beehren möchten, nicht. Ich bin nur müde und zuweilen innerlich ganz außer mir.

Es war kein großes Verdienst meinerseits, das amerikanische Engagement abzulehnen, von dem Sie sprachen. Mußte ich nicht bei meiner Arbeit bleiben? und würde es nicht ganz unvernünftig gewesen sein, sie einer anderen wegen zu unterbrechen, an der die Kunst keinerlei Interesse hat? Geld ist freilich nötig, wenn man Musik machen will. Aber zuerst kommt die Musik. Ich würde

mich übrigens schön gebettet haben, wenn ich angenommen hätte. Man spricht überall in Amerika von nichts Anderem als von Bankerotten und die Theater und Konzerte sind auf dem Weg zum Niagarafall. Die unsrigen geraten nicht in diese Gefahr. Bei uns gibt es keine Wasserfälle, weil wir keinen Strom haben. Wir schwimmen ganz langsam auf einem stillen Teich voll von Fröschen und Kröten, der durch den Flug und die Stimmen einiger Enten belebt wird. Hier ist kein Schiffbruch zu fürchten, es sei denn, daß die Schiffe gänzlich verfault wären. Ich aber lebe in meiner Partitur, wie die Ratte der Lafontainischen Fabel in ihrem Käse. Verzeihen Sie den Vergleich.

Ich bin im Begriff, den fünften Akt anzufangen und in einigen Monaten wird Alles fertig sein. Die Dichtung ist wieder umgeändert, seitdem wir zuletzt darüber sprachen. Der Schluß ist neu und bedeutender geworden, vieles habe ich gestrichen, manches hinzugefügt. Der Kaiserin habe ich es nicht vorgelesen. Der Marquis von Belmont,[1] der es übernommen hatte, eine Soirée in St. Cloud für mich zu arrangieren, ist während meines Aufenthalts in Baden gestorben und ich habe noch nicht daran gedacht, jemand anders zu finden, der mich bei unserer „grazieusen" Majestät einführen könnte. Ich denke nur daran, das Werk zu vollenden. In diesem Monate haben die lyrischen Theater mir einige Ruhe gelassen, ich hatte nur selten Unterbrechungen bei meiner Arbeit zu erdulden. Ich arbeite mit einer konzentrierten Leidenschaft, die zu wachsen scheint, je mehr sie befriedigt wird. Welchen Wert wird das schließliche Ergebnis haben? Gott weiß es. Auf alle Fälle empfinde ich ein wahres Glück dabei, diesen großen Robinsonkahn auszuhöhlen, auszurüsten und mit Masten zu versehen. Flott machen, kann ich ihn nicht, wenn das Meer nicht selbst kommt, um ihn zu holen, und ich werde nie vergessen, Fürstin, daß ich es Ihnen, Ihnen ganz allein verdanke, mich dem Luxus einer solchen Komposition hingegeben zu haben. Ohne Ihre Ermutigungen, ohne Ihre nachsichtigen Vorwürfe würde ich sicherlich nie derartiges unternommen haben. Lassen Sie mich Ihnen danken für die einen wie

[1] Kammerherr des Kaisers, starb im Juli 1857 auf seinem Schlosse Quévillon.

für die andern, welchen Kummer mir auch später vielleicht dieses Werk bereiten möge.

Meine besten Empfehlungen an Prinzessin Marie und tausend Grüße von mir an Liszt. In Baden habe ich einen Augenblick Herrn und Frau von Bülow[1] gesehen.

Ihr ganz ergebener

30. November 1857. Hektor Berlioz.

XIX.

Paris, 27. Dezember 1857.

Entschuldigen Sie, Fürstin, daß ich Ihren letzten Brief noch nicht beantwortet habe. Der Monolog des Äneas hielt mich so fest, daß ich nicht fähig war, zwei Gedanken zu sammeln bis zu dem Augenblick, wo er ganz fertig geschrieben war. In solchem Fall bin ich wie die Bulldoggen, die sich lieber vierteilen lassen als das frei zu geben, was sie zwischen den Zähnen haben.

Sie möchten Näheres über die Beethovenschule[2] wissen. Es ist nur eine Art von kleinem, bürgerlichen Privatkonservatorium, an welchem viele ausgezeichnete Künstler zu niedrigen Preisen Unterricht geben und deren Leitung alle 14 Tage ein ganz hübsches Konzert den Eltern und Freunden der Schüler gratis gibt. Der Direktor der schönen Künste gestattet der Anstalt nicht, ihren kleinen Saal zu öffentlichen Konzerten zu vermieten und das nur, um das große Konservatorium zu protegieren, welches ganz unruhig und ärgerlich ist über die Existenz dieses bescheidenen Nebenbuhlers. Man hat während einiger Tage darüber geredet, jetzt denkt man nicht mehr daran.

Wie! Liszt ist noch immer krank! Mir scheint, er ist häufiger krank als ich. Künftig werde ich mich nicht mehr über meine Krankheit

[1] Lisźts Tochter Cosima — nachmals Gattin Richard Wagners — hatte sich am 18. August 1857 mit Hans v. Bülow vermählt.

[2] Sie wurde durch den Sänger Louis Paulin gegründet, gab am 27. Okt. 1857 in der Salle Beethoven (Passage de l'Opéra) ihr erstes Konzert und eröffnete ihren Kursus darauf am 1. Nov. Berlioz übernahm daselbst den Unterricht in der Instrumentation.

beklagen. Ich werde nicht auf alle die reizenden und tröstenden Widersinnigkeiten antworten, aus denen Sie einen so niedlichen Kranz in Ihrem letzten Briefe gebunden haben. Es wäre ganz ungeziemend, gegen so viel Anmut und Güte zu streiten. Übrigens kann ich den berühmten Vers von Molière

On desespère alors, qu'on espère toujours,

umdrehen und in Prosa singen: Dann kann man wieder hoffen, wenn man seit langer Zeit die Hoffnung aufgegeben. Aber gleichviel!

„Nur kühne Tat kann die Besiegten retten!"

Wir werden in diesen Tagen in der Oper ein Debut von hervorragender Bedeutung haben, das des Frl. Artot[1]. Wie man sagt, hat diese junge Dame eine prachtvolle Mezzosopranstimme. Sie ist Schülerin der Frau Viardot[2]. Aber sie ist nie auf dem Theater aufgetreten und wenn sie sich so benimmt, wie Frau Borghi Mamo[3], die mit ihren Nachbarn plauderte, sobald sie ihre Arie abgesungen hatte, so möchte ich eben so gern, — nein lieber noch — gar nichts.

Es befindet sich jetzt ein ganzer Schwarm von Verfassern an der Pforte der Opéra; alle verlangen laut, daß man etwas von ihnen aufführen soll. Man wird nur zu viel von ihnen aufführen; die Unglücklichen! . . .

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen noch nicht mein Textbuch geschickt habe. Ich muß es noch behalten bis die Musik fertig ist. Ich gebrauche es jeden Augenblick. Der Hauptgrund aber, der mich veranlaßt, es Ihnen noch nicht zu überlassen, ist, daß ich beim Schreiben der Partitur jeden Augenblick noch eine kleine Änderung mache. Bisweilen mache ich Zusätze, meistens streiche ich etwas. Da rät mir denn meine Eitelkeit, es Ihnen nicht eher vorzulegen, bis ich nichts mehr daran zu ändern habe.

[1] Désirée A. (geb. 1839), die berühmte Sängerin, seit 1869 Gattin des spanischen Baritonisten de Padilla.

[2] Pauline Viardot-Garcia in Paris, die geniale Sängerin, Komponistin und Lehrerin (geb. 1821).

[3] Adelaide B.-M. (geb. 1829), italienische Altistin, 1856—1860 an der großen Oper in Paris engagiert.

Wie! Sie wollen in Weimar ein Werk von Dessauer[1] aufführen! Ich habe gelesen, was Heine[2] über ihn geschrieben hat. Der hat ihn ja arg mitgenommen. Was in aller Welt hat dieser elegische Musiker dem furchtbaren Humoristen getan?

Haben Sie das Buch von Herrn Michelet[3] (das Insekt) gelesen? Ich wollte es bewundern aber es gelang mir nicht. Gleich auf den ersten Seiten habe ich Dinge gefunden, die mich entmutigten. Unter anderem dies: Der Verfasser macht eine Anspielung auf eine der Personen aus dem Sommernachtstraum von Shakespeare, und versetzt Bottom mit seinem Eselskopf „in den Forst von Windsor"! Nun spielt aber die Szene in Griechenland und Bottom ist ein Athenischer Weber. Überdies noch verschnörkelte Phrasen, über die sich der Leser den Hals bricht.

Ich breche plötzlich ab. Ich fühle, daß ich Ihnen töricht, dünkelhaft und abgeschmackt erscheinen muß und bitte Sie doch zu glauben, daß ich nur einer Ihrer ergebensten Diener bin.

H. Berlioz.

XX.

Schon vor vierzehn Tagen hätte ich Ihnen antworten sollen, Fürstin. Aber seit mehr als vierzehn Tagen habe ich keine zwei Stunden Muße finden können. Ich gehe fast jede Nacht erst um drei Uhr zu Bette und stehe Mittags wieder auf. Dann Zwangsgänge in Paris, Zwangsarbeiten fürs Feuilleton, der Ausschuß von Kreatins, die mich belästigten bis in die Foyers der Theater, um Zusammenkünfte von mir zu erlangen, wo sie mir ihre „Erfindungen" vortragen können, Zwangsdiners und Zwangsbälle (ohne Kalauer), dann die Ankunft von Litolff in Paris, das Herumführen usw. usw. Endlich habe ich einmal einen Abend für mich und da will ich Ihnen antworten.

Schon vor Ihnen hat mich von Bülow über seine musikalische Unternehmung in Berlin unterrichtet und von dem ersten Konzert

[1] Josef D. (1798—1876), namentlich als Liederkomponist beliebt.
[2] Heinrich H. (1799—1856), der große Dichter.
[3] Jules M., französischer Historiker (1798—1874).

gesprochen, welches er dirigiert hat. Er sagte mir aber, daß die preußischen Journale den Erfolg meiner Ouvertüre bekämpfen wollten, und weit davon entfernt seien, sie zu loben. Ich habe ihm sofort eine ausführliche Antwort geschrieben. Wagner machte mir gerade an demselben Tag einen Besuch. Seine Anwesenheit in Paris gleich nach dem Attentat mußte zu Bemerkungen Anlaß geben. Gleichwohl haben wir einige Stunden miteinander verlebt. Er sollte mir den Schwiegersohn von Liszt, Herrn Ollivier[1] vorstellen, aber wir haben uns nicht getroffen.

Jetzt ist Litolff hier. Er hat am letzten Sonntag im Konzert der Jeunes Artistes mit großartigem Erfolg debutiert. Sein 4. Symphoniekonzert hat einen außerordentlichen Eindruck hervorgebracht; er ist im siebten Himmel. Sie sprechen mir von der Beethovenschule, als ob ich dabei beteiligt wäre. Ich bin gar nicht mehr dabei; ich habe schon vor längerer Zeit meine Entlassung genommen als Lehrer einer Klasse, in der ich nie unterrichtet habe.

Was Sie mir über die Wiederaufnahme von Alceste[2] in Weimar schreiben, überrascht mich gar nicht. Ich wundere mich nur darüber, daß man die Bürgerphilister dort ins Theater gehen läßt, wenn man solche Werke aufführt. Wenn ich der Großherzog wäre, so schickte ich jedem dieser braven Leute an solchem Abend einen Schinken und zwei Flaschen Bier und ließe sie bitten, zu Hause zu bleiben.

Ich bin kürzlich auf dem Balle in den Tuilerien gewesen. Ganz unmöglich an den Kaiser oder die Kaiserin heranzukommen. Ein Gewühl und eine Hitze, daß ich Mühe hatte wieder hinauszukommen.

Ich bringe jetzt meine Partitur zu Ende. Dann schreibe ich das Textbuch genau ab und schicke es Ihnen mit der Bitte, es mir baldmöglichst zu „retournieren" (wie die Pariser sagen). Ich habe es vor vierzehn Tagen bei unserm Kollegen Hittorf[3] vor einer Versammlung von Mitgliedern des Instituts, Malern, Bildhauern und Architekten vorgelesen. Herr Blanche (der Sekretär von Herrn

[1] Emile O. (geb. 1825) französischer Staatsmann und Schriftsteller, Justiz- und Kultusminister unter Napoleon III., war seit 1857 mit Liszts ältester Tochter Blandine verheiratet.

[2] Von Gluck.

[3] Jakob Ignaz H. (1792—1867), Pariser Architekt.

Fould[1] und Herr von Mercey (einer der Direktoren der schönen Künste) waren dort und eine ganze Anzahl von Damen, die ich nicht kannte. Die Sache hat den größten Erfolg gehabt; dann auch im Institut und anderswo Aufsehen gemacht — — — aber darum bin ich doch noch nicht weiter damit gekommen. Ich habe am letzten Sonnabend beim Prinzen Napoleon[2] diniert, der uns ganz unverholen sagte, daß die Oper eine Bude ist, um Geld zu machen, nicht Kunst und daß man dort nichts Neues bringen würde, so lange das alte Repertoir noch Einnahmen liefere. Und das tut es. Übrigens werden sie doch die Magicienne von Halevy[3] geben, das erste große Werk, welches man dort seit drei Jahren neu einstudiert. Halevy ist ganz traurig ... ich war gestern mit ihm zum Diner bei Royer (dem Direktor der Oper). Royer ist nicht zufrieden ... man spricht viel von einer Szene in dieser Oper, die Schachszene ...

Sie sagen mir so viel Schmeichelhaftes, Fürstin, daß ich, offen gestanden, mich in Acht nehmen muß, wie mir scheint, bei Ihren Briefen. Bald schmeicheln Sie meiner Eitelkeit, bald fürchte ich, daß Sie sich über mich lustig machen. Ich muß mit Montaigne[4] sagen: „Was weiß ich?“ Es ist Ihnen bekannt, wie skeptisch ich bin. Ich glaube an nichts, d. h. ich glaube, daß ich an nichts glaube. Also glaube ich doch etwas. Da sehen Sie, wozu die Worte dienen und wohin das Räsonnieren führt. Es gibt nichts Wirkliches als die Gefühle und die Leidenschaften. — Welche Dummheit sage ich Ihnen da! Wo bleibt da der Schmerz? und der Tod? und die Toren? und die Einfältigen? und tausend andere sehr wirkliche Wirklichkeiten?

Ich möchte wohl, daß Liszt die Güte hätte, meinen Glückwunsch der Frau von Milde darzubringen über die Art, wie sie die Alceste dargestellt hat; ich glaube Ihnen aufs Wort. Sie muß eine ganz reizende Königin von Thessalien gewesen sein.

[1] Achille F. (1800–1867), Finanz- und Hausminister.

[2] „Plon Plon“ (1822—1891), Sohn König Jérômes.

[3] Fromental H. (1799—1862), der Komponist der „Jüdin“.

[4] Michel de M. (1533—1592), berühmter französischer Philosoph und Schriftsteller.

„Dem Opfertod aus Liebe biet' ich entzückt mich dar;
Ich wähl' ihn ohne Furcht und Reue! Dies Herz
Durchlodert Mut, den die Liebe, die Liebe gebar!"

Wenn Frau von Milde dieſe unſterblichen Worte gut vorgetragen hat, ſo kann ſie ſich wirklich rühmen, eine Künſtlerin zu ſein. O dieſe Bürger! dieſe Biertrinker! dieſe Schinkeneſſer! Wer hat ihnen erlaubt, dabei zu ſein und das anzuhören? ... Das muß Sie ſchmerzlich berührt haben. Es gibt Dinge, welche man die große Menge nicht ſehen laſſen ſoll. Die drei Göttinnen entſchleierten ſich auf dem Berge Ida vor Paris, aber Paris war ein junger, ſchöner Prinz und ich glaube, die Unſterblichen hätten ſich dem Therſites nicht ſo gezeigt.

Welch ein vortreffliches Franzöſiſch ſchreibt doch von Bülow! wirklich, ich war ganz erſtaunt und entzückt über ſeinen Brief. Er bat mich um die Partien aus meiner Kantate l'Impériale; ich ſtelle ſie ihm zur Verfügung. Aber ich habe ihn bemerken laſſen (ich bemerke, daß ich nicht wie Herr Thiers[1] ſage, „ich habe ihm bemerkt") ich habe ihn bemerken laſſen, daß der Text dieſer Kantate nicht ins Deutſche überſetzt iſt, und daß die Berliner Choriſten wunderliche Klänge hervorbringen würden, wenn ſie franzöſiſch ſängen. Er hat mir nicht geantwortet. Ich fürchte, ſein Konzert unternehmen wird ihm viel Geld koſten.

Das Konſervatorium von Paris ſpielt immer dasſelbe und wenn man eine Bemerkung darüber macht, antwortet es: „Man ſagt mir immer dasſelbe." Und das Publikum erwidert mit der Phraſe von Molière: „Ich ſage Dir immer dasſelbe, weil Du mir immer dasſelbe ſagſt; wenn Du mir nicht immer dasſelbe ſagteſt, würde ich Dir auch nicht immer dasſelbe ſagen."

Der Graf von Nieuwerkerke,[2] Direktor des Muſeum, veranſtaltet ſehr glänzende Künſtler-Abende im Louvre. Man macht dort bald ziemlich gute, bald ziemlich ſchlechte Muſik.

Ich traf kürzlich beim Fürſten Youſſoupoff[3] Frau Fould, die

[1] Louis Adolphe Th. (1797—1877), Franzöſiſcher Hiſtoriker und Staatsmann, 1871—1873 Präſident der Republik.

[2] Franzöſiſcher Bildhauer (1811—1892).

[3] Fürſt Nikolai Y. (geb. 1827, ruſſiſcher Komponiſt und Muſikſchriftſteller.

Frau des Staatsministers. Sie hat mir freundliche Vorwürfe darüber gemacht, daß ich sie seit unserem Zusammentreffen im Jahre 1831 in Rom nicht besucht hätte. Und doch schrieb ich ihr vor drei Jahren, ich weiß nicht mehr worüber, aber die Antwort steht noch aus.

Sagen Sie nur, daß es unrecht von mir sei, an nichts zu glauben! . . . Herr Fould ist doch der eigentliche Direktor der Oper.

Kürzlich hat sich ein Kammerherr des Kaisers, der, welcher den armen von Belmont ersetzt hat, erboten, mir von der Kaiserin die Erlaubnis zu erwirken, ihr die Trojaner vorzulesen. Er sei seiner Sache ganz sicher usw. usw. Hier kommt nun ein Brief, worin mein Kornak sich entschuldigt und sagt, niemand habe gewagt, zu ihrer Majestät über die Sache zu sprechen, ich müsse mir selbst diese Gunst erbitten, es gehöre zu den Angelegenheiten des Herrn Bacciocchi usw. usw.

Sagen Sie doch, daß ich großes Unrecht habe, an Nichts zu glauben. Ich glaube nicht, daß man dankbarer sein kann, als ich für alle Ermutigungen, die Sie in mein Feuer geschüttet haben, damit es nicht erlösche; es ist auch noch am Leben — es brennt noch immer. Es geht mir, als ob die Zukunft meiner Arbeit gesichert wäre. Das verdanke ich Ihnen, Fürstin. Sagen Sie nur, daß ich unrecht habe, an nichts zu glauben!

Ihr ganz ergebener

Paris, 20. Februar 1858. Hektor Berlioz.

Tausend Grüße an Liszt.

XXI.

Ich muß stets meine Briefe mit Entschuldigungen anfangen, Fürstin. Diesmal muß ich mehr als unentschuldbar erscheinen, weil ich nicht früher auf alle die reizenden Dinge geantwortet habe, welche Sie die Güte hatten, mir zuletzt zu schreiben. Wenn ich leide an Geist und Körper, im Herzen und Kopfe, wie es fast seit zwei Monaten der Fall ist, dann hüte ich mich an Personen zu

schreiben, denen ich in einem ungünstigen Lichte zu erscheinen fürchte. Ich bin dann wie ein verwundeter Wolf und kann nichts Besseres tun, als mich in meinen Winkel kauern und meine Wunden bluten lassen. Ich habe Ihnen das Manuskript der Trojaner nicht geschickt, weil ich Ihre Absicht kannte, im nächsten Julimonat mit Liszt nach Paris zu kommen. Dann werde ich Sie um die Erlaubnis bitten, Ihnen meine fünf Akte vorzulesen und Ihnen dabei einige Andeutungen machen, wie ich gewisse Szenen musikalisch behandelt habe. Ich werde Ihnen dann Rechenschaft ablegen. Denn es ist dies eine Mission, welche Sie mir gegeben haben, und ich lege Gewicht darauf, Ihnen zu beweisen, daß ich Alles, was in meinen Kräften stand, getan habe, um sie würdig auszuführen.

Ich stehe vor einem wichtigen Schritte in der Angelegenheit dieses Werkes. Am letzten Montag war ich in den Tuilerien; der Kaiser sah mich, kam auf mich zu und fragt, wie es mir gehe. Die Antwort war einfach: „Ich habe soeben beendigt usw. usw. und würde sehr glücklich sein, wenn ich Ew. Majestät auch nur die Dichtung vorlegen könnte." — „Aber das interessiert mich sehr." — „Was also tun, Sire?" — „Nun, Sie müssen dem Herzog von Bassano[1] sagen, daß ich Ihnen für die nächste Woche eine Zusammenkunft bewillige, er wird Ihnen einen Audienzschein schicken, Sie bringen mir Ihr Werk und wir plaudern darüber." Und das ist geschehen. Ich werde also in acht Tagen die Trojaner dem Kaiser bringen. Aber wird er sie wirklich lesen? Ich kann es kaum glauben. Würde er eventuell, wenn ihm die Sache gefiele, eine entscheidende Stellung dazu nehmen und wirkliche Anordnungen treffen, um mich von den Lilliputanern der Oper frei zu machen? Das glaube ich noch weniger. Es ist für das nächste Jahr ganz ernstlich die Rede von einer großen Oper in 3 Akten vom Fürsten Poniatowski!![2] Wenn dies Projekt zur Ausführung kommt, so werden Sie sehen, wohin das führt . . .

Der Prinz Napoleon richtet sich in diesen Tagen in seinem soeben vollendeten pompejanischen Hause in den Champs-Elysee ein.

[1] Senator, Oberkammerherr des Kaisers.

[2] Opernkomponist (1816—1873), Neffe des bei Leipzig gefallenen französischen Marschalls.

Er hat mir sagen lassen, es würde ihm Vergnügen machen, wenn ich in seinem antiken Hause mein antikes Drama vorlesen würde. Nun, diesem Vorschlag kann ich wohl ausweichen anläßlich meines Besuches beim Kaiser, der übrigens seinen Vetter nicht sehr liebt. Ich muß auf einer Messerschneide balancieren.

Aber ich habe Ihnen über das alles so viel zu sagen, mein Brief würde zu lang werden. Kurz es erregt Aufsehen und das nimmt noch zu, je kühler ich mich den Offiziellen gegenüber zeige, je mehr ich mich darauf steife, ihnen nichts zu sagen und je weniger ich den Wunsch zu erkennen gebe, aufgeführt zu werden. Dieser Wunsch ist auch wirklich wenig lebhaft; ich kenne nur zu gut den jämmerlichen Zustand unserer musikalischen Welt. Ich will weder Kassandra, noch Dido, noch Äneas, noch Virgil, noch Shakespeare, noch Sie, noch mich insultieren lassen.

Ihr ganz ergebener

Paris, 6. Mai 1858. Hektor Berlioz.

XXII.

Ich kniee vor Ihnen und sage Ihnen, Fürstin, tausendmal Dank für Ihren teilnehmenden Brief. Lassen Sie mich die Hand (la man piosa — im französischen fehlt uns das Adjektiv), welche ihn schrieb, küssen. Ich leide entsetzlich. Die Zeichen der Teilnahme sind mir sehr wertvoll, zumal die Ihrigen! . . . . Sie erlauben mir ganz dumm zu sein, wenn ich Ihnen schreibe. Ach wie gern möchte ich von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch machen! Die Ärzte sagen, daß ich eine allgemeine Entzündung des Nervensystems habe. Ich soll leben wie eine Auster; nichts denken, nichts empfinden. (Das heißt tot sein, denn das ist es wirklich). Der Nervenstamm, denn es soll ja ein Stamm sein, trägt sehr bittre Früchte. Stellen Sie sich vor, daß ich hysterische Tage habe, wie ein junges Mädchen. Die geringste Kleinigkeit ruft dann seltsame Anfälle hervor. Vorgestern plauderte ich harmlos mit einigen Freunden am Kamin. Man bringt mir ein Journal, in welchem ich eine neue Lebensbeschreibung von Christoph Columbus angekündigt finde. Im

Moment steht das ganze Leben dieses großen Mannes wie mit einem Schlage vor mir, wie man mit einem einzigen Blicke die Gesamtheit eines Bildes erfaßt; mein Herz zieht sich zusammen bei der Erinnerung an diese glänzende Epogöe und ich habe einen Anfall von unbeschreiblicher Verzweiflung, sodaß alle Anwesenden ganz gunz außer sich sind darüber. Man hat alles meiner Krankheit zugeschrieben. Ich wollte mich nicht lächerlich machen und meine Schwärmerei für Columbus eingestehen, dessen bloßer Name die Krisis herbeigeführt hatte. Es ist dies eine Verwickelung von Wirkungen und Ursachen, wobei die gelehrtesten Physiologen selbst unter Führung der größten Phychologen sich verirren und von ihrem Latein im Stiche gelassen werden.

Aber genug geredet vom Kranken und der Krankheit. Ihr Schreiben (ebenfalls pietosa), der Brief von Liszt, welcher vorher kam und Frau Viardot, welche ich in diesen Tagen sah, haben mich so ziemlich über Ihr Leben in Weimar unterrichtet. Ich sehe Sie in der Altenburg, ich höre die interessanten, abendlichen Plaudereien, erhellt durch das sanfte Lächeln der Prinzessin Marie und ich denke (trotz der Vorschrift meines Arztes) und bewundere, wie viel Herz und Intelligenz in dem kleinen Erdenwinkel walten, den Sie bewohnen und mit welchen erhabenen Ideen Sie als Vestalin der Kunst die Flamme nähren.

O, wie wollte ich Ihnen lauschen, wollte an Ihren und Liszt's Lippen hängen, der so herrliche Worte findet, wenn er von Dingen redet, die ihn bewegen und begeistern. Man wollte mich nach Cannes schicken, nach der Sonne des Südens ... Ach wenn ich frei wäre, so ginge ich sicherlich nach Weimar. Der Süden ist in Wirklichkeit dort, wo das Leben uns mit warmen Atemzügen umfächelt, wo das Herz auftauen und die Phantasie ihre weiten Flügel ausbreiten kann. Sie würden mich in meinem Lehnstuhl ruhen lassen, scheinbar schlafend würde ich lauschen und in meinem Schweigen verharren ... Aber zu viele Stimmen rufen mir zu: Bleibe! Bleibe! und ich gehorche wie der ewige Jude.

Nichts Neues in der antiken Welt. Kassandra ist voll von Unruhe und ihre großen dunklen Augen schleudern beständig leuchtende Blitze. Dido ist in gedrückter Stimmung; die schöne Schwester

Anna scheint die traurige Zukunft Karthago's zu ahnen; murrend gehorcht Äneas dem strengen Befehl seiner Götter, (Pardon, da habe ich einen Alexandriner verbrochen). Viele Freundesstimmen rufen: »Stat Roma!« aber das ist falsch, Rom steht noch nicht.

Ich habe bis jetzt noch nicht den Mut gehabt, die Arbeit an meinem Klavierauszug wieder aufzunehmen. Wenn das Wort hoffen nicht so nichtssagend wäre, so würde ich sagen, ich hoffe mich im nächsten Monat wieder daran zu machen.

Der Prinz Napoleon hat mich ersuchen lassen, ihm in den nächsten Tagen die Trojaner vorzulesen; er wird eine Soirée dafür veranstalten. Es liegen jetzt keine Bedenken vor, mich diesem wohlwollenden Wunsche des Prinzen zu fügen, im Gegenteil. Liszt bat um meine Partitur; ich bitte ihn inständigst, es mir nicht übel zu nehmen, aber ich habe den Mut, zu wagen, sie ihm nicht zu schicken. Ich habe nur ein Exemplar davon.

Leben Sie wohl, Fürstin, nochmals meinen Dank für Ihre Nachsicht und Güte

Ihr ganz ergebener

H. Berlioz.

XXIII.

Teure Fürstin,

Seien Sie tausendmal gesegnet für den Brief, für die Güte, die Humanität, ihn mir zu schreiben. Ich habe Ihnen nicht früher dafür gedankt, weil ich in diesen Tagen mehr gelitten habe, als je . . . Ich bin wie einer dieser unglücklichen Verdammten, welche die Türken über die Festungsmauern warfen und die bei ihrem Sturze auf halbem Wege an den Mauerhaken hängen blieben, verstümmelt, zerrissen und blutend . . .

Verzeihen Sie, ich schreibe nicht, um mich wieder zu beklagen, (Leidende sind lächerlich, das weiß ich), sondern nur um Ihnen so viel als möglich meine Dankbarkeit auszudrücken für so viele liebe und reizende Worte, für die melodiösen Akzente eines gütigen Herzens. Ich kann gar nicht aussprechen, was ich bei gewissen Stellen Ihres Briefes empfunden habe. Ach! wie Sie doch Alles

verstehen ... Alles! Wie Sie selbst die Nutzlosigkeit aller Vernunftsgründe begreifen ...

Aber ich kann nicht nach Weimar gehen, um mich an Ihrem Sonnenschein zu erwärmen. Bin ich nicht auf die Eisenhaken des Pariser Lebens gestürzt! ... Nur Frauen verstehen es, bezaubernde Worte zu finden, die den Schmerz besänftigen, wenigstens für einige Zeit. Aber auch nur hochgesinnte Frauen, wie Sie, finden solche Ausdrücke.

Sie haben vielleicht einen Hintergedanken wegen der Trojaner. Sie glauben die Ursache meines geheimen Kummers zu sein, weil Sie mich veranlaßt haben, dieses Werk zu schreiben. Glauben Sie das ja nicht, das ist nicht der Fall. Ich bin Ihnen großen Dank schuldig für das tatkräftige Leben, welches ich in den beiden Jahren während der Komposition desselben geführt habe.

Ich habe kaum noch Anfälle von Zorn, wenn ich daran denke. Ich brauche nur in die Oper zu gehen und eine beliebige Vorstellung anzuhören, um mich zu beglückwünschen, daß ich nicht in solcher Weise geschleift werde. Ich denke nur ganz selten daran. Der Prinz Napoleon ist in Sardinien, die Soirée hat nicht stattgefunden. Er wird sich verheiraten und kümmert sich kaum um Literatur oder Musik. Der Kaiser hat mich zu einer Soirée in den Tuilerien auf nächsten Dienstag eingeladen. Ich weiß nicht, ob ich ihn werde sprechen können.

Paris ist für mich ein Kirchhof, sein Pflaster Grabsteine für mich. Ich lebe nur in der Vergangenheit. Überall finde ich Erinnerungen an Freunde und Gegner, die nicht mehr sind. Dort habe ich Balzac[1] zuletzt getroffen; hier bin ich mit Paganini[2] spazieren gegangen; anderswo habe ich die Herzogin von Abrantes[3] herumgeführt, eine gute, aber geschmacklose Frau; dort das Haus, wo Frau von Girardin[4] wohnte, eine geistreiche Frau, die mich für

[1] Honoré de B., der große französische Romanschriftsteller (1799—1850).
[2] Niccolò P. (1782—1842), der berühmteste aller Geiger.
[3] Laure Junot, Herzogin v. A., französische Schriftstellerin (1784—1834).
[4] Delphine de G., französische Schriftstellerin (1804—1855), Gattin des Publizisten Emile de G. (1802—1881).

einen einfältigen Menschen hielt; hier das Trottoir, wo ich mit Adolphe Nourrit[1] geplaudert habe am Vorabend seiner Abreise nach Neapel; dies öde Haus gehörte der armen Rachel usw. usw. Sie sind alle tot! Wie viele Tote! Warum sind wir nicht auch tot!

Sehen Sie, Fürstin, wie kranke Leute auf ihrem Steckenpferd reiten! Ich wollte Ihnen nichts weiter sagen als: Dank! mich einem Erguß von Dankbarkeit hingeben und immer kehrt diese schwarze Monomanie wieder! . . .

Um nicht länger dabei zu verweilen, muß ich wohl glauben, daß ich meinen Brief schließen muß, ohne daß es mir gelungen ist, auch nur den achten Teil von dem auszudrücken, was ich empfinde; aber Sie erraten es gleichwohl, davon bin ich überzeugt.

Der Stoff zu der Oper, die ich für Baden[2] schreiben will, ist schon gefunden, das Textbuch dazu ist fertig. Aber später, wenn ich in mir die Kraft fühle, noch etwas zu unternehmen, und zwar etwas Größeres, als diesen Herzenskrebs, den man Liebe nennt, zu besingen, dann werde ich Sie bitten, mich mit dem dramatischen Stoff bekannt zu machen, von dem Sie sprechen.

Ich wage nicht, Ihnen zu schreiben, bevor ich mich wieder etwas besuchsfähiger fühle. Ich fürchte trotz Ihrer unsäglichen Liebenswürdigkeit und Güte, Sie zu belästigen. Die ewig lustigen Leute können Einen ohne Zweifel rasend machen; die ewig traurigen sind ebenso unausstehlich.

Ich werde Ihnen in einigen Wochen einen kleinen Band, betitelt: „Les Grotesques de la Musique“ schicken, den mir der Direktor der Librairie nouvelle[3] abgelockt hat, derselbe, welcher das Buch von Liszt über die Bohemiens[4] veröffentlichen wird. Es ist außerordentlich lustig.

Ihr sehr ergebener und dankbarer Kranker

22. Januar 1859. H. Berlioz.

[1] Ausgezeichneter Tenorist der Pariser großen Oper (1802—1839) stürzte sich im Trübsinn nach einer Aufführung der „Norma“ in Neapel aus dem Fenster.

[2] Bénazet, der Spielpächter in Baden-Baden, hatte Berlioz beauftragt, eine Oper zu schreiben.

[3] Michel Lévy. »Les Grotesques« erschienen im Februar.

[4] Liszt, Ges. Schriften VI. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

XXIV.

Teure Fürstin,

Sie müssen vor einigen Tagen ein Paket Exemplare der Monde illustré erhalten haben. Ihrem Wunsche gemäß habe ich für Sie ein Abonnement auf neun Monate genommen von dem Zeitpunkte an, in welchem dieses Blatt begonnen hat, Fragmente aus meinen Mémoires zu veröffentlichen. Außerdem habe ich eine Nummer aus dem Februarmonat dem Paket beilegen lassen, welche die Beschreibung des Festes von 1844 enthält. Dieser Bericht findet später seinen Platz, wenn der Faden meiner Erzählung mich bis zu dieser Epoche geführt haben wird. Sie sind von einer unvergleichlichen und unermüdlichen Güte, sich für diese abgerissenen Erzählungen aus meiner jungen Zeit — heute die alte Zeit — zu interessieren! Nun wohl, Sie haben recht! Das rührt mich, ohne daß ich mir weitere Illusionen mache und ich danke Ihnen. Ein verwundeter und blutender Soldat weiß recht gut, daß seine Wunden keinen angenehmen Anblick gewähren. Nichtsdestoweniger segnet er die barmherzige Schwester, welche den Mut hat, sie zu verbinden; er segnet sie darum nur umsomehr.

Ich will Sie heute nicht mit meinen schwarzen Gedanken langweilen. Es ist kaum zu glauben, es geht mir viel besser. Die Sonne scheint, ich leide sehr wenig. Kein Feuilleton zu schreiben. Ich habe das Klavierarrangement für den vierten Akt beendet. Ich werde heute Abend den fünften Akt anfangen. Ich habe im vierten einige wichtige Änderungen gemacht; ich glaube, das waren ganz gute Feilenstriche.

Es war mir nicht möglich, mich dem Kaiser zu nähern am Abend, als ich in den Tuilerien war. Eine unendliche Menge. Der Prinz Napoleon steht jetzt bei Hofe gut angeschrieben. Ich werde Sie über meine eventuellen Besuche bei ihm auf dem Laufenden halten.

Liszt hat also das Theater in Weimar verlassen?[1] ... Gestern

[1] Nachdem durch eine Liszt feindliche Opposition die vom Meister geleitete Oper von Cornelius: „Der Barbier von Bagdad" im Dezember 1858 zu Falle gebracht worden war, legte Liszt den Kapellmeisterstab in Weimar nieder.

schrieb Strauß mir aus Karlsruhe; er hofft, im nächsten Jahre Cellini am Hoftheater aufführen zu können.

Wir werden hier fast zu gleicher Zeit haben: das Herculanum von David[1] in der Oper, den Faust von Gounod im Théâtre-lyrique und die unbenannte Oper von Meyerbeer[2] in der Opéra-comique. Diesmal werde ich gewiß wieder krank und ganz erdrückt von der Last aller dieser Feuilletons werden. Das Konservatorium hat am letzten Sonntag die ganze „Schöpfung" von Haydn aufgeführt. Ich habe mich fern gehalten; dies Werk ist mir immer gründlich antipathisch gewesen ... wie ich Ihnen gestehen muß ... tant pis. Seine brüllenden Ochsen, seine summenden Mücken, sein Sonnenaufgang in C, der wie eine Carcel-Lampe blendet, sein Adam, sein Uriel, sein Gabriel, diese Flötensoli und all' diese Biederkeiten machen mich so kribbelig, daß ich irgend jemanden umbringen möchte. Die Engländer mögen gerne, wenn der Pudding ordentlich in Fett schwimmt; ich verabscheue das. Gerade in solchem Fette schwimmt der Pudding von Vater Haydn. Etwas Naivität ist ganz gut, aber nicht zu viel! .... Ich gäbe keinen Apfel darum, der Eva im Walde zu begegnen; ich bin sicher, sie war so dumm, daß der liebe Gott sich ihrer schämen mußte, und ganz würdig, die Frau ihres Mannes zu sein ....

Schelten Sie mich nicht, schlagen Sie mich nicht, gebieten Sie mir nicht Schweigen, ich schweige schon von selbst. Aber vielleicht verleumde ich Sie. Möglicherweise sind Sie auch nicht mehr entzückt von der „Schöpfung" und ihren Tieren als ich. Da sehen Sie den Einfluß der Gesundheit, ich sage ruchlose Dinge ... offenbar geht es mir besser. Verzeihen Sie mir, wenn nicht — so möchte ich lieber wieder krank sein.

Ihr ganz ergebener

8. Februar 1859.

H. Berlioz.

[1] Félicien D. 1810—1876), französischer Komponist.
[2] „Dinorah".

XXV.

Paris, 10. März 1859.

Teure Fürstin,

Endlich bin ich für einige Stunden frei und kann Ihnen antworten. Ich habe fast seit acht Tagen die Feder nicht aus der Hand gelegt, sei es um Korrekturen zu verbessern, sei es um Feuilletons über neue Opern, über Konzerte usw. zu schreiben. La Fée Carabosse![1] Herculanum! sind Werke, mit denen ich mich jetzt nicht mehr zu beschäftigen brauche; aber es kommen Faust von Gounod und die Oper von Meyerbeer, und dann bin ich wieder Sklave für vierzehn Tage. Und dann diese Zahl von Abenden, die ich mir von den dummen Vorbereitungen für den Erfolg rauben lassen muß, als da sind: das Diner des Komponisten, das Diner des Direktors und die Diners der Verleger. Welche Zahl von Festgebern! Ich kann Ihnen hundertmal sagen: „Das ist doch plump und töricht, lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren Vorabenddiners.“ Das hilft Alles nichts; sie bilden sich ein, daß man feindlich gesinnt sein würde, wenn sie einen nicht wenigstens zweimal abgefüttert haben. Indessen habe ich doch entschieden abgelehnt, die Herculanum-Suppe mitzumachen.

Ihr letzter Brief, teure Fürstin, ist mehr als eine gute Sache, er ist eine gute Tat. Vor einigen Jahren noch hätte er mich mit Eifer erfüllt, mit Mut und Schaffensfreude ... Heute erfüllt er mich mit der größten Dankbarkeit. Aber ich kenne das Phänomen der Luftspiegelungen und lasse mich nicht mehr einfangen durch die Reize von Wüstenseen.

Sie fragen nach dem Stoff der Oper, die ich für das neue Theater in Baden schreibe: Unglücklicherweise ist es weder Columbus noch Romeo. Es handelt sich um ein etwas phantastisches Drama aus der deutschen Geschichte. Ich kenne nur einen dürftigen Entwurf davon. Der Verfasser, Herr Plouvier, sollte mir das Textbuch in den letzten Tagen bringen, er hat mir nicht Wort gehalten.

[1] Feerie in 3 Akten mit einem Vorspiel von Lockroy und Cogniard, Musik von Victor Massé, am 28. Februar 1859 im Théâtre-lyrique zuerst aufgeführt.

Er schwimmt noch in dem Freudenmeer seines Erfolges in der Porte St. Martin. Das Drama, welches er in diesem Theater aufführen ließ (l'Outrage), hat großes Aufsehen erregt. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie bekümmert ich bin, daß ich diesen Vertrag mit Benazet abschließen mußte .... Vielleicht täusche ich mich! vielleicht entzündet sich das Feuer beim Komponieren! ... Aber es gäbe kein Vielleicht, wenn es sich um den Stoff handelte, von dem Sie mir sprachen. Da ist das Feuer schon längst angezündet, es brennt, es glimmt unter der Asche, wie diese unterirdischen Kohlenminen, deren Entzündung sich nur durch heiße Wasserströme kundgibt, die sie emporsenden. O gewiß! Man könnte noch eine herrliche Oper aus Romeo machen neben der Symphonie. Aber für wen? Wer sollte es singen? Wer würde es aufführen? Wer Gefallen daran finden? Reden wir nicht mehr davon.

Ich wüßte nicht, daß ich mich jemals dem Strome meiner literarischen und musikalischen Neigungen überlassen hätte, ohne daß ich schwer dafür büßen mußte; und es scheint mir, daß ich für mein Teil genug Absinth getrunken habe.

Der Prinz Napoleon ist zurzeit weit davon entfernt, an meine Angelegenheit zu denken. Er hat in der letzten Zeit sehr unangenehme Differenzen mit den Freunden des Kaisers gehabt. Sie wissen, daß er seine Entlassung genommen hat; er ist nicht mehr Gouverneur von Algier usw. usw. ...

Ich glaube nicht, daß es angemessen wäre, das Textbuch zu den Trojanern drucken oder gar übersetzen zu lassen. Das wäre eine literarische Prätension von meiner Seite, die ich nicht haben darf. Unser großes Theater wird sich jetzt mit der Partitur des Fürsten Poniatowsky beschäftigen; dann kommt die von dem Herzog von Gotha an die Reihe. Der Kaiser ist unzugänglich. Bittgesuche sind mir schrecklich; was also tun? Sich ruhig verhalten. Seit kurzer Zeit ist indessen an der Oper eine junge Frau, welche die Cassandra spielen könnte, die Frau Barbot. Sie hat Feuer, Herz und eine recht schöne Stimme.

Es hat mir wohlgetan, daß Sie mir meine Blasphemie gegen die „Schöpfung" des guten Haydn verziehen haben. Ich darf der gute Haydn sagen, da Horaz auch gesagt hat:

Aliquando bonus dormitat Homerus.

Diese bürgerliche Weise, große Dinge in der Dichtung aufzufassen, war fast in ganz Europa in Aufnahme gekommen, als Haydn schrieb. Überdies wies ihn seine Natur auf diese Richtung hin. Er war ein großer, einfacher Musiker; aber nichts weiter als ein großer Musiker. Er muß gezuckerten Wein gerne gehabt und gerne viel Flanell getragen haben. Man zitiert eine reizende Äußerung von ihm. Nach der Einnahme von Wien durch die französische Armee machten die Offiziere eines unsrer Regimenter einen Besuch bei Haydn. Dieser war ganz gerührt durch die Aufmerksamkeit und sagte ihnen ganz larmoyant: „O, meine Herren, Sie geruhten, einem armen Mann von Genie, wie ich es bin, Ihren Besuch zu machen!"

Noch mehr gefällt mir das stolze Wort von Spontini.[1] Bei der letzten Generalprobe für seine „Olympia" in Berlin stand Spontini auf dem Dirigentenpult. Das ganze Orchester hatte die Augen auf ihn gerichtet, er hatte den rechten Arm erhoben, um das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre zu geben, als er sich noch einmal lebhaft zu den Musikern herumkehrte und ausrief: „Meine Herren, die Olympia ist ein Meisterwerk! beginnen wir!"

Und die Antwort von Mozart, als nach der Aufführung von Figaros Hochzeit der Erzherzog ihn in seiner Loge mit diesen dummen Worten empfing: „Da sind viele Noten drin, mein lieber Mozart!" — „Keine einzige zu viel, kaiserliche Hoheit!"

Und welche prachtvolle Antworten mag Shakespeare den Cretins seinerzeit gegeben haben! Schade, daß wir sie nicht kennen! Ungeachtet seiner erhabenen Seelenheiterkeit kann der Verfasser des Coriolan nicht verfehlt haben, manchen Einfaltspinsel mit der erdrückenden Wucht seiner Worte zermalmt zu haben. — Coriolan! welche wunderbare Wiederauferstehung der Antike? Welche wilde Verachtung der Menge in diesem großen Herzen des Patriziers:

Die Bürger.

„Er ist verbannt! So sei es! fort mit ihm!

[1] Gasparo Sp. (1774—1851).

Coriolanus.

Du schlechtes Hundepack! deß Hauch ich hasse,
Wie fauler Sümpfe Dunst; deß Gunst mir teuer
Wie unbegrab'ner Männer totes Aas,
Das mir die Luft vergift't. — Ich banne dich!
Bleibt hier zurück mit eurem Unverstand,
Der schwächste Lärm mach' euer Herz erbeben,
Eu'r Feind mit seines Helmbuschs Nicken fächle
Euch in Verzweiflung; — — —
Verachtend um euch die Stadt, — wend ich so meinen Rücken —
Noch anderswo gibt's eine Welt."

Mir scheint, daß Beethoven in seiner Ouvertüre zum Coriolan die Hauptzüge dieses großen Charakters richtig erfaßt hat. Und wie man sagt schrieb Beethoven dieses Meisterwerk für die deutsche Tragödie eines Herrn Collin[1]. Ein Herr Collin den „Coriolan" von Shakespeare umarbeiten! Aber warum nicht! Hat ihn doch vor ihm schon ein Herr de la Harpe[2] umgearbeitet! . . .

Gestern stand hier in einer Zeitschrift ein reizender Artikel mit der Überschrift: „Über die Freundschaft der Frauen bei Shakespeare." Ich ging in die Redaktion des Journals, um dem Verfasser, den ich nicht kenne, mein Kompliment zu machen; er heißt Varnier. Ich werde ihm wohl einmal begegnen; ich muß seine Bekanntschaft machen.

Ich habe Ihnen gestern die »Grotesques« geschickt, das ist das Gegrunze und das Geschnüffle aus einer Menge früherer Feuilletons, weiter nichts. Ich zweifle, ob Sie die Geduld haben werden, es zu Ende zu lesen. Gleichviel, es ist vielleicht ganz gut, auf diese Weise Haarschnitzel und Nadelspitzen den Lumpen und Einfältigen ins Bett zu streuen. Jedenfalls erleichtert es den, der es tut.

Leben Sie wohl, Fürstin, verzeihen Sie mir meine Abschweifungen.

H. Berlioz.

[1] Heinrich von C. (1772—1811), Wiener dramatischer Dichter.

[2] Jean François de L. H. 1739—1803), französischer Dichter und Kritiker, veröffentlichte 1784 einen „Coriolan".

XXVI.

Paris, 20. Juni 1859.

Endlich kann ich heute eine Stunde finden, Fürstin, um Sie ein wenig zu langweilen, aber ich habe keine großen Gewissensbisse wegen meiner brieflichen Zudringlichkeit, denn es steht einem immer frei, einen Brief nicht zu lesen. Das ist nicht wie bei einem einfältigen Schwätzer oder einer einfältigen komischen Oper; wenn einer dieser Einfältigen uns gefaßt hat, so ist man gezwungen zuzuhören, und dann. . . .

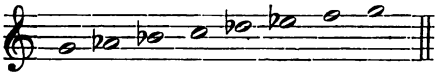
Wie geht es Ihnen? was tut man in Weimar? Lassen die Lorbeeren der Österreicher die Leute nicht schlafen?! Haben Sie viele Themistokleße, welche auf die armen, verkrüppelten Miltiadesse eifersüchtig sind? Ich hatte einen Augenblick die Hoffnuug, Sie im Monat August in Baden zu sehen. Man sagte hier, daß Liszt dorthin kommen, und daß Sie ihn vielleicht begleiten würden. Nun komme ich aber selbst gar nicht dorthin. Das Fest ist ins Wasser gefallen. Benazet hat mir eben geschrieben, ich möchte keinerlei Vorbereitungen treffen. Diese Gimpel von Badenser wollen alle Franzosen auffressen. Sie bilden sich ein, daß wir Lust hätten, ihre Butike zu erobern und auf den Kopf zu stellen. Das ist also noch eine freiwillige Muße, die mir der Krieg bereitet. Und wenn Sie nur wüßten, mit welchen Kantaten wir geplagt werden! Welche Heldengesänge! welche Heldenlieder! welche heroischen Zuhörer! . . . Gewiß! wenn Paris erst in Aufregung gekommen ist, dann zeigen sich dort auch gleich die Pindare. Unsre Theater treiben auch Pariser Badensereien. Man will in der Oper die Capuletti von Bellini aufführen mit einem dritten Akt von Vaccai[1] für einen Dragoner von Frauenzimmer Namens Vestvali,[2] welches sich einbildet,

[1] Niccolò V. (1790—1848), italienischer Opernkomponist und Gesanglehrer.

[2] Mad. V. debütierte, nachdem sie vier Jahre eine Oper in Mexiko geleitet hatte, am 7. September 1859 in Bellinis „Romeo und Julia" und gab sodann im Dezember auch die Olympia in Félicien Davids „Herculanum". Über ihren Romeo schrieb Berlioz: „Die Debütantin, Madame Vestvali, ist eine große und schöne Gestalt, deren in der Tiefe sehr umfangreiche Altstimme in der Mittellage des Glanzes entbehrt. Ihre Gesangfertigkeit läßt sehr zu

daß sie aussieht, wie ein Mann, und die den Romeo spielen will. Man spricht davon, die Alceste von Gluck vom Repertoir abzusetzen. Man macht Vorbereitungen zu den Proben für die Oper des Fürsten Poniatowsky, dann ist da noch ein Herostrat in einem Akt von Reyer! Da haben Sie die Speisekarte. Was unsre Trojaner betrifft, so habe ich kein Wort gesagt, keinen Schritt getan, nicht einmal einen Bureaugehilfen aufgesucht, um zu veranlassen, daß man sich damit beschäftige. Ich lecke immer noch daran herum, wie die Bärin ihre Jungen leckt. Der Klavierauszug ist fertig. Ich lasse mir von Zeit zu Zeit einen oder zwei Akte vorspielen, um mir Rechenschaft von den Einzelnheiten zu geben. Es wird seine großen Schwierigkeiten haben mit den beiden großen Charakteren, Kassandra und Dido; es kommt darauf an, in den Hauptszenen die richtige Diktion zu treffen, sonst tritt der epische Zug der Leidenschaft nicht genug hervor.

Ich wollte, Sie wären überzeugt, Fürstin, von meiner Dankbarkeit, für die Beharrlichkeit, mit welcher Sie mich angehalten haben, diese Arbeit zu unternehmen und zu vollenden. Welches Schicksal sie auch haben mag, ich fühle mich heute ganz glücklich, daß ich sie durchgeführt habe. Ich bin jetzt ganz bei kaltem Blute, um es beurteilen zu können und ich glaube Ihnen sagen zu können, daß in dieser Partitur manches vorkommt, was würdig ist, Ihnen vorgelegt zu werden. Es ist sogar manches Neue darin Der zweite Akt enthält in diesem Genre einen Chor der Trojaner, der auf dieser eigenartigen Tonleiter aufgebaut ist:



und der Accent der Verzweiflung, der sich aus dem beständigen Vorherrschen des G in Beziehung zum Des ergibt, ist etwas ganz Besonderes. Ich finde darin die ergreifenden Klänge der Feminae ululantes im Virgil wieder, und das ist gar nicht ungraziöser, als eine verzweifelte Niobe. Die Erzählung von der Laokoonkatastrophe

wünschen übrig, und der Einsatz des Tons, namentlich in der höheren Oktave, ermangelt manchmal der Reinheit. Sie hat den Romeo mit vieler . . . Würde gegeben". Ges. Schriften. Deutsche Ausgabe von Richard Pohl. I, S. 374 Leipzig, Heinze 1865.

und zumal das Enſembleſtück, welches darauf folgt, ſind, wie mir ſcheint, zwei großartige Schreckensſzenen, bei denen Ihnen das Herz klopfen wird. Was die Hauptſache bei dem Werke betrifft, den Ausdruck der Leidenſchaft und der Gefühle, die muſikaliſche Darſtellung der Charaktere, ſo war das von Anfang an der leichteſte Teil meiner Aufgabe. Ich habe mein Leben mit dieſem Volk von Halbgöttern verbracht; ich bilde mir ein, daß ſie mich gekannt haben, ſo ſehr kenne ich ſie. Und das erinnert mich an einen Eindruck, den ich in meiner Kindheit empfing und der beweiſt, in welchem Maße dieſe hehren, antiken Weſen mich ſeit jeher feſſelten. Zur Zeit, als ich infolge meiner klaſſiſchen Studien unter der Leitung meines Vaters das zehnte Buch der Äneide überſetzte, begeiſterte ich mich ganz und gar für die Perſonen dieſes Meiſterwerks: Lavinia, Turnus, Äneas, Lauſus, Pallas, Euander, Amata, Latinus, Camilla uſw., ich war wie ein Nachtwandler, oder, um einen Vers von Viktor Hugo zu gebrauchen:

»Je marchais tout vivant dans mon rêve etoilé!«

Eines Sonntags führte man mich zur Vesper: der monotone, traurige Geſang des Pſalms: „In exitu Israel“ übte auf mich jene magnetiſche Wirkung aus, die ich noch immer empfinde, und verſenkte mich in die ſchönſten Träumereien und Rückerinnerungen. Ich fand meine Virgiliſchen Helden wieder, ich hörte den Lärm ihrer Waffen, ich ſah die ſchöne Amazone Camilla dahinſtürmen, ich bewunderte die ſchamhafte Röte der in Tränen klagenden Lavinia und den armen Turnus, ſeinen Vater Daunus und ſeine Schweſter Juturna, ich hörte es in den Paläſten von Laurentum widerhallen ... und ein unendlicher, nicht zu bewältigender Kummer erfüllte meine Seele, meine Bruſt zog ſich zuſammen, aufgelöſt in Tränen ſtürzte ich aus der Kirche und weinte unaufhörlich, ohne meine „epiſche“ Ergriffenheit den ganzen übrigen Tag bemeiſtern zu können. Man hat nie von mir ein Geſtändniß über die Urſache erlangen können und meine Eltern haben nie erfahren oder auch nicht geahnt, welche Schmerzen ſich meines kindlichen Herzens an dieſem Tage bemächtigt hatten.

Iſt das nicht eine ſeltſame und großartige Wirkung der Macht des Genies? Ein vor mehreren tauſend Jahren geſtorbener Dichter

vermag die Seele eines jungen ganz unerfahrenen und unwissenden Knaben so zu erschüttern durch eine Jahrhunderte hindurch überlieferte Erzählung und durch Bilder, deren Farbenreichtum die Flügelschläge der Zeit nicht abgeschwächt haben . . .

Ich habe mich oft gefragt, was eigentlich der Zweck dieser Mystifikation, die man das Leben nennt, sein könne . . . Er besteht darin, das Schöne zu erkennen und es zu lieben. Leute, die es nicht lieben und nicht gekannt haben, sind die eigentlichen Mystifizierten. Wir aber haben das Recht, den großen Geheimnisvollen auszulachen.

Nun sehen Sie, Fürstin, welche Abschweifungen ich mache. Aber Sie haben mich ermächtigt, mir Ihnen gegenüber solche Freiheiten zu nehmen, und ich sehe von hier aus Ihr nachsichtiges Lächeln, welches mich ermutigt. Ich werde indessen Ihre Güte nicht länger mißbrauchen. — Ich werde meine andere Partitur anfangen, die Oper, die ich für das Theater in Baden versprochen habe, wenn der Krieg ihr gestattet, herauszukommen. Das würde für 1861 sein. Das Stück ist von Edouard Plouvier; es sind hübsche Situationen darin. Es ist eine Episode aus dem dreißigjährigen Kriege. Der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar kommt darin vor, eine Zigeunerin, Vehmrichter, der Teufel . . . und sein Gefolge.

Benazet hat mir mein Wort nicht zurückgeben wollen. Er verlangt seine Oper, selbst wenn der Bau des neuen Theaters nicht zu Stande kommt. Er will es riskieren und besteht auf seinen Vertrag. Es gibt Tage, wo ich ganz verzweifelt bin. Zu anderen Zeiten fasse ich wieder Mut und hoffe, mit dieser Partitur zu Stande zu kommen. Aber ich bin so müde, so wenig ehrgeizig.

Das ist Alles, Fürstin, was ich Ihnen über den kleinen Strudel sagen kann, in welchem ich lebe. Es bleibt mir nur die Bitte, Sie ergebenst zu ersuchen, mir etwas von Ihnen zu berichten.

Ich verbleibe je länger desto mehr Ihr ergebener Äsopas.

H. Berlioz.

P. S. Ich habe kürzlich einige Male Gelegenheit gehabt, die reizenden Töchter von Liszt und seinen Schwiegersohn von Bülow zu sehen, der in Paris ein großes musikalisches Aufsehen erregt hat.

XXVII.

Ich hoffte immer noch, teure Fürstin, daß ich imstande sein würde, Ihnen als ein gesunder Mensch schreiben zu können. Ich muß aber darauf verzichten. Ich kann nicht gehen, ich schleppe mich nur; ich denke nicht, ich grüble nur. Und doch muß ich nach Baden gehen, mein Handwerk als Repetitor wieder aufnehmen und Herrn Benazet noch danken dafür, daß er es verstanden hat, die Festlichkeit doch zu Stande zu bringen, die am 29. August stattfindet. Wir werden dort etwas aus den Trojanern aufführen, das Duett des 4. Aktes zwischen Äneas und Dido. In der letzten Woche hat man zwei Szenen daraus im Beethovensaal vor einigen zwanzig Zuhörern (zum Klavier) gesungen. Ich kann Ihnen sagen, daß die Wirkung weit bedeutender war, als ich je zu hoffen gewagt hatte. Die Arie der Kassandra und ihre große Szene mit Correbus, welche darauf folgt, haben unser kleines Publikum sehr bewegt.

Ich muß Ihnen gestehen, seit diesem Augenblick quält mich bei Tag und Nacht der Gedanke an die Quarantaine, welcher man dieses Werk unterwirft (wenn es überhaupt jemals daraus frei gelassen wird). Ich hatte vorher noch nichts daraus aufführen gehört und diese große Stellen, belebt durch die prachtvolle Stimme der Frau Charton-Demeur,[1] haben mich ganz berauscht. Nun erst sehe ich die Wirkung, die sie auf der Bühne haben würden. Aber was soll ich tun. Dieser passive Widerstand der Dummköpfe, welche die Oper leiten, zerreißt mir das Herz. Ich hatte Ihnen zwar volle Resignation versprochen, aber nun kann ich mein Wort nicht halten. Der bitterste Kummer ergreift mich. Lange ertrage ich die physischen Qualen nicht, die aus so vielen zusammentreffenden moralischen Gründen mich bestürmen.

Ihr anbetungswürdiger Brief ... wie soll ich, wie vermag ich Ihnen zu sagen, wie gut er mir getan hat. Ich fürchtete wegen der langen Wochen Ihres Schweigens, daß Ihnen etwas zugestoßen sein könnte. Ein Deutscher, der in dem letzten Monat durch Weimar

[1] Berühmte Bühnensängerin, Gattin des belgischen Flötenvirtuosen Jules Antoine Demeur.

kam, versicherte hier, daß Sie nicht dort seien, daß auch Liszt abwesend sei. Sie haben also Zuflucht nehmen müssen zu Ihrer Philosophie. O! Romeo hat recht: Verwünscht sei die Philosophie, wenn sie nicht die Macht hat, uns usw. usw. Es kommt mir vor, als ob ich in Ihrem Salon in Weimar Liszt reden hörte, Ihre Gedanken vernähme und mich an Ihren wohlwollenden Blicken sonnte.

Da sehen Sie, Fürstin, wohin es führt, wenn man Leidenden wie ich es bin gestattet, ihrem Herzen Luft zu machen! Ich blute, blute, blute! Ich täte besser, ins Hospital zu gehen, als Sie mit meinen beständigen Klagen zu ermüden. Es gibt Tage, wo ich mit der größten Freude zwei Jahre von den mir noch vergönnten hingeben würde, um mich zu Ihren Füßen hinzukauern, ehrfurchtsvoll wie ein Hund und von Ihnen diese trostreichen Phantasiegebilde zu vernehmen, von denen Ihr Herz voll ist, wie unmöglich es auch immer sein mag, Wunden zu heilen, die man nicht kennt.

Wenn Sie doch nach Baden kämen! Meine Sängerin ist Frau Viardot, der Sänger Jules Lefort,[1] ich hoffe, daß sie diesen Liebesgesang gut zur Geltung bringen:

„In solcher Nacht, die Stirn bekränzt mit Laub,
Folgt Göttin Venus leis' dem herrlichen Anchises
Durch Ida's dichte Wälder.
In solcher Nacht, von Liebesluft entflammt,
Stand Troilus vor Troja's Mauern, spähend
Nach seiner Cressida.
O Nacht voll trunkner Liebesschwärmerei, usw."

Ich möchte, Sie hätten vor einigen Tagen gesehen, wie die Augen Aller sich mit Tränen füllten beim Anhören dieses Duetts. Ich sehe von hier aus, wie Liszt lächelt und sich über mich lustig macht: „Er fängt wieder an, sein Steckenpferd zu reiten! Immer wieder die Trojaner!" Du hast recht, lache nur! Aber zu wem sollte ich wohl darüber reden, wenn nicht zu Ihnen? Möchtest Du lieber, daß ich über das „Wintermärchen" redete, welches Herr Dingelstädt[2] soeben als Oper für Herrn von Flotow[3] arrangiert

[1] Vorzüglicher französischer Baritonist und Gesanglehrer.

[2] Franz v. D. (1814—1881), Dichter und Dramaturg, damals Hoftheaterintendant in Weimar.

[3] Friedrich v. Fl. (1812—1883), Opernkomponist.

hat? Wie Shakespeare glänzen wird unter dem Firniß dieser besänftigenden Musik!

Ich hätte, teure Fürstin, Sie so gern auf ihren Morgenausflügen begleitet während der Hundstage mit ihrer brennenden Hitze! In den Tagen war ich in Bordeaux wegen eines großen Konzerts im Theater, wo Publikum und Künstler sich den Girondistischsten Demonstrationen hingaben. Auch hier werden wir Demonstrationen haben. Man spannt ein Zeltdach über den Vendomeplatz und baut dort Tribünen, um den Platz in einen antiken Zirkus zu verwandeln. Dort wird man unseren sonnenverbrannten Kriegern einen Empfang bereiten; man wird ihnen alles Blut, welches sie vergossen haben, mit Ruhm bezahlen.

Verzeihung, Fürstin; ich fühle einen bösen Anfall herannahen; ich werde mich wieder auf meinem Roste krümmen. Ich kann nur noch meine Brust mit beiden Händen packen und Ihnen alle darin enthaltenen Gefühle von Ergebenheit, dankbarer Zuneigung und aufrichtiger Verehrung senden. Ich versinke in meine Hölle.

10. August 1859. H. Berlioz.

XXVIII.

Teure Fürstin, darf ich Ihnen meinen Glückwunsch darbringen? Ist Alles abgeschlossen, fest bestimmt? Ich hoffe es. Ich lege mich der reizenden Braut[1] zu Füßen. Ich war ganz glücklich über den Brief, den ich in Baden erhielt, lassen Sie mich Ihnen dafür danken. Alles ging gut. Mein Staatsstreich ist geglückt. Meine beiden Szenen aus den Trojanern haben die gewünschte Wirkung gehabt. Das wird nicht ohne Folgen bleiben. Die Presse macht einen Teufelslärm darüber. Die Oper ist taub, das weiß man. Aber es wird ein anderes Theater errichtet, das Théâtre du Prince Impérial,[2] die Stadt Paris läßt es erbauen bei der Place du

[1] Prinzessin Marie Wittgenstein hatte sich mit Prinz Constantin Hohenlohe Schillingsfürst, Flügeladjutanten und nachmals erstem Oberstthofmeister des Kaisers von Österreich, verlobt.

[2] Nachmals Théâtre-lyrique, dann Opéra-comique, heute Théâtre Sarah Bernhardt.

Châtelet am Seineufer, um Carvalho schadlos zu halten für sein Théâtre-lyrique, welches man abbrechen muß. Nun, dieser selbige Carvalho hat meine Trojaner gelesen; er sagt, er finde sie vortrefflich und hätte die Absicht, sie für die Eröffnung des neuen Theaters in Szene zu setzen. Es handelt sich jetzt darum, die Sänger zu finden. Er hatte einen guten Tenor, den hat ihm der Staatsminister für die Oper entführt. Und woher eine Dido nehmen? Frau Viardot würde eine bewunderungswürdige Kassandra sein, ... Nur Geduld! .... Warten wir.

Man hat uns hier in der Oper einen traurigen Romeo aufgeführt. Ich habe versucht, die Wahrheit darüber zu sagen; man hat mich gewähren lassen. Ich glaube, die Wirkung meiner Freimütigkeit ist groß gewesen. Der Romeo ist schon zurückgesetzt, man spielt ihn nicht mehr; wird er wieder auftauchen? Man bereitet den Orpheus[1] im Théâtre-lyrique vor; ich bin beauftragt, die beiden Partituren in Ordnung zu bringen, die italienische und französische für Frau Viardot zu vereinigen, welche die Partie des Contrealto singen wird. Es wird vielleicht in manchen Stellen sehr schön sein. Der Direktor knickert nicht. Was werden die Bürger darüber sagen? Ich weiß es nicht.

Ist Liszt in Weimar? Was treibt er? Kommen Sie nicht nach Paris? Sie würden hier einen Kranken finden, sehr avvili (wie die Italiener sagen) aber sehr glücklich, Sie zu sehen, nämlich, Ihren ganz ergebenen

25. September (1859). H. Berlioz.

XXIX.

Teure Fürstin!

Ihre Abreise schien mir nicht so unerbittlich festzustehen, daß man nicht hätte die Hoffnung hegen können, Sie heute zu sehen.[2] Folglich ging ich soeben ins Hotel du Rhin, aber Sie waren heute morgen abgereist. Ich wollte Ihnen aufs Neue danken für alle

[1] Von Gluck.

[2] Die Fürstin war in Paris gewesen.

Ihre gütigen Worte, für alle Ihre Ermutigungen, für so viele wohlwollende Gedanken und so viele reizende Illusionen, an denen Sie mich gerne teilnehmen lassen möchten. O, Sie sind bewundernswürdig gut, Sie verstehen zu Kranken zu reden, zu Sterbenden, und Verwundete zu verbinden; vielleicht würden Sie es sogar verstehen, Tode zu begraben, so vertraut sind Sie mit allen pietätvollen Bemühungen. . . Ich hätte Lust, Ihre Kenntnisse auf die Probe zu stellen. Eitles Können, nutzloses Bemühen! Besser einem Troßbuben das Leben erhalten, als zwanzig Kaiser begraben! Sie wollen mich zur Kleopatra verleiten! O, ich glaube wohl, daß man aus diesem Stoffe etwas Großes, aber sehr Bitteres machen könnte. Ich kenne z. B. keine Liebe, die so vergiftet wäre, als die des Antonius zur Königin von Ägypten. Ich glaube nicht, daß ein Mensch jemals so elend gewesen ist, als dieser Unglückliche nach dem Verlust der Schlacht bei Actium, seiner Flucht und dem feigen Verlassen seiner infernalischen Geliebten, seiner Nilschlange. Ich kann nicht ohne Schaudern das Bild dieses Ozeans von Schmerzen betrachten. Aber gleichviel, sollte ich wieder zu Kräften kommen — so würde ich es versuchen. Vorher aber muß ich die Oper von Plouvier fertig machen. Sagen Sie mir, was Sie darüber denken. Ich vermute, Sie haben sie mit nach Weimar genommen, denn es ist mir nichts von Ihrer Seite zurückgeschickt worden. Bitte sagen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe, wie es damit ist. Ich sehe, daß man die Wiederaufführung der Flotowschen Oper „Der Förster" angekündigt hat. Das Bedürfnis, wieder ein Werk von Flotow zu hören, hatte sich energisch geltend gemacht. Ich empfand einen furchtbaren Schmerz, als ich heute nachmittag über die Place Vendome ging. Sie waren nicht mehr da.

Ich hätte Ihnen heute abend wohl nicht schreiben sollen, ich bin zu traurig. Aber ich dürfte Ihnen vielleicht noch weniger morgen schreiben, weil ich dann vielleicht irgend eine wütende Freude gehabt hätte. Was tun? Nehmen Sie mich, wie ich unglücklicherweise bin und machen Sie sich nicht allzu lustig über mich. Barmherzige Schwestern sind ernsthaft.

Leben Sie wohl, tausend Grüße an Liszt, für Sie Alles . . . d. h. nein, nicht alles, aber vieles. Ach ich gerate wieder auf

Abwege. Besser, ich trinke meine Tasse von ich weiß nicht was, mit zehn Tropfen Laudanum und schaffe mir Vergessenheit bis morgen.

„Gott des Vergessens“ ... Wie gern möchte ich Ihnen diese Stelle vorspielen lassen aber es ist unmöglich.

28. Oktober 1859. H. Berlioz.

XXX.

Teure Fürstin, ich weiß nicht, was ich auf Ihren Brief, der mich so entzückt und betrübt hat, antworten soll. Entzückt bin ich über die Herzensgüte und große Liebenswürdigkeit, die daraus spricht; traurig war ich, weil der dithyrambische Stil darin zu weit geht. Ja, Sie sagen mir darin so starke Dinge, daß Sie mich wie ein eitles, leichtgläubiges Kind zu behandeln scheinen, dem man verspricht, daß die Engel vom Himmel selbst kommen und ihm Spielzeug und Bonbons bringen werden. Ich glaube gar nicht leicht an glaubwürdige Dinge, destomehr fehlt mir der Glaube an solche, die es nicht sind. Aber Sie sind auf jeden Fall die personifizierte Güte und Begeisterung; Ihre Seele ist überreich an Eigenschaften die Anderen fehlen. Wenn ich die Schlacht von Actium in Angriff nehme, nachdem ich die bestellte Oper fertig habe, so geschieht dies einzig und allein, um Ihnen zu gehorchen. Der Stoff ist wirklich von allen, die mich berauschen können, der dem Empfinden der Franzosen am wenigsten zugängliche und daher gefährlichste. Glauben Sie, daß ich die Unverschämtheit haben könnte, die Schöpfung Shakespeares soweit zu entstellen, daß ich eine akademische Kleopatra daraus machte, eine spanische Königin mit wohlgefügter, gesetzter Rede, die sich nach der Etikette ihres Hofes richtet? O nein! Gerade weil die leidenschaftliche nnd launische Ägypterin das Gegenstück ist zu diesen dummen Geschöpfen, könnte sie mich bezaubern. Ich bete das tolle Weib an, das begehrt, Julius Cesar solle ihr Lager teilen, sein Schwert an der Seite ... die den unglücklichen Antonius zwanzigmal und auf die schauderhafteste Weise umbringt und ihn doch nicht überleben will. ... Eine gekrönte Grisette, die auf einem Beine durch die Straßen von Alexandrien hüpft, die einen Brathering dem Antonius an die Leine binden läßt, als

er eines Tages im Nil angelt, die zwanzigmal in einer Viertelstunde ihre Launen ändert . . . eine freche Person, die den Eunuchen Mardian über seine Liebesanwandlungen befragt und schließlich doch ein einfältiges, feiges Weib, welches von dem Schlachtfeld von Actium flieht, ohne zu wissen, warum. Welch ein Charakter für die musikalische Phantasie! Aber für wen ein solches Werk schreiben? . . . In der Tat für Sie! Das ist wahr. Verzeihung.

Aber vorher muß ich die eingegangene Verpflichtung halten und die Oper für Benazet machen. Haben Sie die Güte, sie mir ohne Kommentar und Bemerkungen wieder zu schicken; Sie würden mich wahrscheinlich entmutigen und ich habe doch den Glauben an meine Neigung für dieses Ehestandswerk so nötig . . . ich habe einen Kontrakt . . .

Ich werde alle Bestellungen und Grüße ausrichten, die man gewiß mit wahrer Freude entgegen nehmen wird. Teure Fürstin, man muß sich blind machen gegen die Vorspiegelungen der Zukunft. Das ist Hauptsache für mich und unsere Projekte, und ich weiß zum Unglück recht wohl, daß der Horizont mir keinen See vorspiegelt, sondern nur den glühenden Wüstensand. Was soll man dabei tun? Man kann doch nicht nach Belieben gläubig oder leichtgläubig sein.

Ihrer wohltuenden Milde, Ihrem Enthusiasmus (wie hochfliegend er auch sei) meinen vollen Glauben und meine Dankbarkeit.

Montag Abend, 5. November 1859. H. Berlioz.

XXXI.

Freitag, 2. Dezember 1859.

Teure Fürstin!

Gestern erhielt ich Ihren anbetungswürdigen Brief, aber ich habe trotz aller Anstrengung nur einen Teil davon entziffern können. Heute früh beim Aufstehen habe ich mich wieder ans Werk gemacht . . . Champollion[1] ist übertroffen . . . Ich habe alles lesen können.

[1] Jean François Ch., französischer Ägyptolog, Begründer der Hieroglyphenkunde (1791—1832).

Sie sind so wohltuend herzlich in einer einschmeichelnden, erfinderischen Weise! Bitte lassen Sie mich vor Ihnen knien, und Ihnen ehrerbietigst, aber ebenso zärtlich die Hand küssen. . . Wollen Sie? — Ja! — Nun ist's geschehen.

Jetzt, da ich einen ganz besonders sensitiven Tag habe, d. h. wo ich dreißigtausendmal so empfindlich bin als sonst, und da ich nicht übertreiben will, und da ich Ihnen gleich in einigen Worten alles das sagen will, was Sie interessiert, und da ich ein schreckliches Feuilleton zu schreiben habe, und da dies Feuilleton schon „rückständig". (schöner Stil) ist, so ist hier ein Verzeichnis meiner Antworten.

— Ja, Sie geben mir ein wenig Vertrauen, aber nicht zu viel.

— Das Vertrauen, welches wir zu einer Sache haben, ändert nichts an der Existenz und wahren Beschaffenheit der Sache.

— Deshalb bringt das Vertrauen einigen Nutzen, andere richtet es zugrunde.

— Ja, ich werde die Kleopatra schreiben, wenn ich Zeit dazu finde. Aber Sie kennen ja Hamlets Wort: Had I but time . . . death is strict in his arrest. . . .

— Nein, ich werde die Legende von Plouvier nicht machen; ich habe an Benazet geschrieben und ihn inständigst gebeten, mir mein Wort zurückzugeben.

— Ich bin seit einigen Tagen dabei, die Balletts zu den Trojanern zu schreiben. Ich mache überall Tanzweisen, auf der Straße, im Kaffee, bei meinen Bekannten.

— Der Erfolg des Orpheus bei Carvalho hat den Direktor der Opéra den Gnadenstoß versetzt. Man spricht davon, der Fürst Poniatowski werde Roger ersetzen. Der Fürst kündigt laut an, zu laut, er würde die Trojaner aufführen, wenn er an die Oper käme. . . .

— Aber es werden gerade jetzt Proben abgehalten zu einem Stücke des Fürsten und der Verfasser der Trojaner wird nächstens ein Feuilleton über dieses Stück zu schreiben haben. . . .

Daher! Man kennt diesen alten Trick.

— Der Orpheus hat ungeheuren Erfolg gehabt. Das Theater ist für zehn Vorstellungen ausverkauft von oben bis unten.

— Jeden Abend großer Enthusiasmus, große Bewunderung und Aufregung, und beschämtes Erstaunen der Poloniusse (in gewissen Winkeln) die nichts empfinden und nichts verstehen.

— Als die Großfürstin Marie von Rußland von diesem Erfolg, von dieser edlen Aufregung der Pariser hörte, hat sie sich beeilt... in das Théâtre des Bouffes Parisiennes zu gehen und die Posse Geneviève de Brabant zu sehen.

— Fast jeden Abend kommt Frau Viardot voller Angst in ihre Loge, hustend und erkältet; wenn man ihr dann aber zuredet, sie solle nicht ängstlich sein und die Erkältung vergessen, tritt sie wie eine feurige Löwin auf die Bühne und begeistert mehr als je die Zuhörer.

— Man wirft ihr Kränze mit Versen, mit Prosa, auf französisch, auf russisch, auf deutsch.

— Ich habe in der vorletzten Nacht die Korrekturbogen der kleinen Partitur zum Orpheus fertig gemacht; sie wird erscheinen, ich werde Ihnen ein Exemplar, welches mit der Aufführung übereinstimmt, senden.

— Auf morgen, Sonnabend, sind wir zusammenberufen im Institut, um die Bewerbungen der verschiedenen Kandidaten zu prüfen, welche die Kommission für die erledigten Korrespondentenstellen vorgeschlagen hat. Man hat an mich die Frage gerichtet: „Bringt man Liszt als Komponisten oder als Virtuosen in Vorschlag? Als beides, habe ich geantwortet; habe ich recht getan?"

Caraffa macht gewaltige Anstrengungen für seine berühmten Schützlinge Conti[1] und Gaspari[2] (ignoti).

Leben Sie wohl, teure Fürstin, nächstens mehr! O das Feuilleton! O Limnander![3] O Yvonne! O über die komische Oper! Oha! Oha!

H. Berlioz.

[1] Carlo C. (1797—1868), italienischer Opernkomponist.

[2] Gaetano G. (1807—1881), Kapellmeister, Komponist und Musikhistoriker in Bologna.

[3] Armand Marie Guislain L. de Nieuwenhove (1814—1892), belgischer Komponist, Autor der am 29. November 1859 in der Opéra-comique aufgeführten »Yvonne ou la Vendéenne« (Text von Scribe) und anderer Opern.

XXXII.

Teure Fürstin,

Sie sind prompter unterrichtet worden als ich. Ich habe gestern alles im Institut erfahren. Ich war nicht in der Kommission, welche die Kandidaten vorgeschlagen hat, ich hatte nur fünf Stimmen bekommen. Und diese Kommission, die aus zwölf Mitgliedern bestand, hat es nicht für angemessen erachtet, Liszt zuzulassen, ungeachtet der vereinigten Bemühungen von Kastner,[1] Thomas[2] und Halévy. Ich hatte von vielen unserer Kollegen die Zusage, Liszt wählen zu wollen. Man wird Conti und Verdi ernennen. Von Wagner ist nicht die Rede gewesen. So sind nun diese Akademiker.

Dies ist aber nur eine Remise-Partie. Wie Sie schon sagten, haben viele Akademiker sich bis zu vier Malen in Vorschlag bringen lassen. Man muß eben so viel Geduld wie Ausdauer haben.

Darum kann man aber doch wütend sein.

Ihr ganz ergebener

Sonntag Morgen, 4. Dezember (1859). H. Berlioz.

XXXIII.

Paris 13. Dezember 1859.

Teure Fürstin,

Gestern stand ich im Begriff, Ihnen zu antworten, ich war ganz erfüllt von sprudelnden Ideen, aber einer der heftigsten Anfälle meiner verwünschten Neuralgie warf mich auf den Rücken und ich mußte sechszehn Stunden im Bette liegen. Heute krümme ich mich noch, aber ich renke mir doch nicht mehr die Arme aus wie gestern und kann Ihnen daher schreiben.

Um zurückzukommen auf diese Dummheit im Institut, Verdi und Conti sind ernannt. Das ist schmeichelhaft für Verdi nicht wahr? Jedenfalls hatte er sich gar nicht darum gekümmert und wird sehr überrascht sein über diese außerordentliche Ehre. Ich muß es Ihnen

[1] Johann Georg K., Komponist, Theoretiker und Musikforscher (1810—1867) in Paris.

[2] Ambroise Th. (1811—1896) der französische Opernkomponist.

nur sagen, Verdi ist ein Gentleman, sehr stolz, sehr unbeugsam, und versteht es wie kein anderer, die kleinen Köter und die großen Esel, die sich mausig machen, zurückzuweisen. Er ist ebensoweit entfernt von der spöttischen, possenhaften, schwatzenden (oft recht dummen) Manier von Rossini, wie von der schlangenhaften Geschmeidigkeit des Meyerbeerschen Charakters. Er hat bei mancher Gelegenheit die Leute der Opéra und des Ministeriums der schönen Künste aus ihrer Trägheit gründlich aufgerüttelt. Dafür wenigstens ist er Ihrer Sympathie würdig.

Das nächste Mal, wenn wieder eine Stelle frei kommt, wird unser Versuch glücken, Liszt durchzubringen. De Lacroix und einige andere sind ziemlich ungeeignet. Was Liszt betrifft, so hat es mir fast leid getan, daß er dieser Ernennung eine gewisse Bedeutung beigelegt hat, die sie für ihn gar nicht haben kann. Die hatte sie für uns, aber auch nur für uns. Das Institut müßte darauf halten, große Männer durch die engsten Bande an sich zu fesseln, anstatt mit einer Beschützermiene Zwerge an die Hand zu nehmen, die es kaum verdienen, von einem Gulliverschen Sturzbad durchnäßt zu werden.

Der Prinz Napoleon saß zu meiner Seite in der letzten Sitzung und wir sprachen mit einander wie die Auguren, wenn sie einander ins Gesicht schauten. Nur wunderte er sich über manches, was mich nicht mehr in Erstaunen setzt. Er war gekommen, um für Verdi zu stimmen, für den er sich sehr zu interessiren scheint.

Ihre Briefe, Fürstin, versetzen mich in große Erregung. Ihre Ideen, Ihre Träume wirken auf mich wie Pulver aufs Feuer. Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, so würden Sie etwas aus mir machen. Aber was wollen Sie? Die Ruhe, die Heiterkeit des Geistes, die Gesundheit fehlen mir, um etwas zu unternehmen und zustande zu bringen. Wenn Sie wüßten, wie ich die Zeit vergeude . . . kaum eine Stunde unter vierzigen verwende ich zu künstlerischen Zwecken. Wie sollte ich mit solchen Gewohnheiten, mit einem so zerrissenen Leben große Pläne fassen? Von jenen vierzig Stunden muß ich zwanzig unter Schmerzen in einer oder der andern Weise zubringen, wenigstens zwölf schlafend und sieben, um dem Teufel am Schwanz zu fassen, wenn ich allen den dummen

Beschäftigungen nachkommen will, von denen ich leben muß. Als ich das letzte Mal in den Salon der Frau Viardot kam (man machte Musik) wurde ich von dem Lärm der Harmonien wie von einem Blitzstrahl getroffen und es war mir, als sähe ich unsere Kleopatra wie in Glorienschein eingehüllt. Ja! mir scheint, ich könnte ein ganz verführerisches Geschöpf aus diesem unberechenbaren Weibe machen; es würde so ganz verschieden sein von dem, was ich je gemacht habe. Da ist soviel Raum für das Unvorhergesehene, für das Fremdartige, für das Ungeheuerliche! Ich fühle, daß ich mich darauf beschränken würde, nur einzelne Züge aus Shakespeare zu entlehnen und daß ich besser zustande käme, wenn ich im übrigen meiner Phantasie die Zügel schießen ließe. Zu Anfang würde ich das Innere einer Pyramide wählen, Isispriester mit ihren Mysterien und Taschenspielerkünsten; für die Kleopatra brauchte ich die größten Kühnheiten; die Szene mit Cydnus, eine geheime Orgie der Frauen mit dem Eunuchen Mardian als Gegenstück zu der öffentlichen Orgie der Triumvirn auf der Galere des jungen Pompejus. Vielleicht wäre es auch möglich, die weise und kalte Octavia und die tolle Ägypterin einander gegenüberzustellen; welch ein Kontrast! . . . O gewiß, das wäre interessant. . . . Aber dazu ist Zeit und Leben nötig. Ich bin schon überglücklich, daß ich während mehr als zwei Jahren meine trojanische Partitur beendigt und verbessert habe. Das ist eine Gnade des Schicksals, deren vollen Wert ich würdige. Und das Sprichwort hat auch nicht unrecht: „Wer zu viel ergreift, hält nichts fest."

Überdies ist es so entmutigend, das wahrscheinliche Schicksal dieser großen musikalischen Werke zu sehen. Überall plumpe Esel und kleine Köter, ungerechnet die Schweine, die mit ihren Rüsseln die Pflanzungen des Künstlers durchwühlen. Wozu daher Ananas bauen, Zuckerrohr und edle Palmen.

Mein Gott, wie traurig ich bin! Verzeihen Sie mir, Fürstin. Es kommt mir in diesem Augenblicke vor, als ob ich eines der Götzenbilder von Gomorrha wäre, und als ob Lavaströme sich aus meinen Augen ergössen. Verwünschte Wirklichkeit! Fühlen und nicht ausdrücken können, oder vielmehr ausdrücken aber sich nicht verständlich machen können; das Unermeßliche erfassen und doch nur

Kleinliches zuſtande bringen; dem Adler die Flügel neiden und wie ein Wurm herumkriechen; nach Hohem, Himmliſchen ſtreben und tieriſche Bedürfniſſe haben; im Herzen den Blitzſtrahl tragen und nur Blähungen zu Tage fördern. . . .

Ich gebrauche und mißbrauche, wie ich ſehe, die Erlaubnis, welche Sie mir gaben, Ihnen gegenüber laut zu denken. In Ihrer Seele und in Ihrem Geiſte iſt ſo viel Nachſicht und Güte; ſpotten Sie nicht, behandeln Sie mich nicht wie einen aufgedunſenen, hochtrabenden Narren. Nein, nein, ich bin vielleicht nur krank. Bei wem ſollte ich wohl klagen, wenn nicht bei Ihnen. O mein Gott, wenn ich meine Klagen ſingen könnte, ſo würden Sie nicht lachen, dafür bürge ich.

Der Rauſch ergreift mich wieder, ich könnte Ihnen die unerhörteſten Gewaltſamkeiten ſchreiben. Laſſen Sie mich ſchließen und Ihnen die Hand drücken. Laſſen Sie mich Ihnen ſagen, daß meine Dankbarkeit und Ergebenheit für Sie wenigſtens ganz vernünftig ſind, trotz ihrer Glut. Kranke ſind unerträglich. Verzeihung!

H. Berlioz.

Übrigens werde ich Ihnen fürs erſte nicht wieder ſchreiben, das verſpreche ich Ihnen.

XXXIV.

(Mitte Juni 1861.)

Teure Fürſtin,

Ihr Brief hat mich inmitten aufregender Beſchäftigungen überraſcht und die Freude, welche Sie mir bereitet haben, war daher um ſo größer. Wie ſoll ich Ihnen dafür danken, daß Sie ſich meiner in ſo herzlicher Weiſe erinnert haben. Sie haben ſich ein wenig über mich luſtig gemacht in Anlaß dieſes berühmten Vatikaniſchen Gartens. Sie haben Recht gehabt. Das wird mich lehren, nur von Dingen zu ſprechen, die ich kenne. Ich ſoll die Exiſtenz des berühmten Gartens anläßlich einer Äußerung von Mery[1] beſtritten haben. Er zitierte die „Blüten der Melodie“ aus dem

[1] Joſeph M., franzöſiſcher Dichter und Schriftſteller (1798—1866).

Werk von Paleſtrina, die zuerſt (wie er ſagte) in dem Garten des Vatikan erblüht ſeien. Nun, wenn es auch einen Garten im Vatikan gibt, ſo gibt es doch keine Melodien im Paleſtrina! Aber gleichviel! Reden wir von Ihnen. Was machen Sie in Rom[1] und wann kommen Sie zurück? Liſzts Beſuch in Paris iſt ja glänzend ausgefallen! Er iſt wieder abgereiſt, aber unſere große Stadt hat ihn entzückt; er hat ſie noch nicht ſo ſchön gekannt. Kommen Sie doch beide und wohnen hier! Was zum Teufel wollen Sie in Weimar? Kann man anderswo leben als in Paris?

Ich habe oft in der letzten Zeit an Sie gedacht in Anlaß dieſes verteufelt großen Werkes, welches Sie mich zu ſchreiben veranlaßt haben. Es iſt endlich bei der Opéra zugelaſſen worden. Ich habe mich mit dem Théâtre-lyrique, welches unter der Laſt zuſammengebrochen wäre, freundſchaftlich geeinigt. Es handelt ſich jetzt nur darum, zwei Jahre lang Geduld zu haben. Denn zunächſt kommen Gounod und Gevaert[2] an die Reihe, deren Opern noch nicht geſchrieben ſind. Ich müßte ihnen ſagen, was man bei Fontenay[3] geſagt hat: „Nun kommen Sie daran, meine Herren Engländer!“

Inzwiſchen wird die Partitur graviert, aber nicht um veröffentlicht zu werden, wie Sie zu glauben ſcheinen. Die Herausgabe ſoll nur vorbereitet werden, das iſt alles. Das Gedicht hat noch einige nützliche Änderungen erfahren, ſeitdem ich es Ihnen vorgeleſen habe. Die Zeitungen machen viel Weſens davon, auch von der muſikaliſchen Aufführung einiger Szenen im Salon von Herrn Bertin. Die Kaiſerin redete mich neulich darauf hin an, nur aus Höflichkeit, nicht aus Intereſſe für das Werk oder den Verfaſſer.

Warum ſind Sie nicht Kaiſerin? Ja warum nicht! Sie würden ſo viel Großes und Schönes getan haben.

Ich gehe wie gewöhnlich nach Baden. Ich werde diesmal einige

[1] Die Fürſtin verweilte ſeit Mai 1860 in Rom, um die Löſung ihrer Ehe durch den Papſt herbeizuführen.

[2] François Aug. Gev., ausgezeichneter belgiſcher Muſikgelehrter, Direktor des Brüſſeler Konſervatoriums (geb. 1828).

[3] Sieg der Franzoſen über die verbündeten Engländer, Holländer und Öſterreicher, 11. Mai 1745.

Fragmente aus dem Requiem vorführen, um die Spieler zu erfreuen. Es ist ganz gut, wenn Jedermann ein wenig an den Tod denkt. . . .

Das ist alles neue, was ich bringen kann. Ganz der Ihrige

H. Berlioz.

XXXV.

Paris, 22. Juli 1862.

Teure Fürstin,

Ihr lieber, herzlicher Brief hat mich für einige Stunden fast glücklich gemacht. Das Unglück ist nur, daß der Sonnenschein von kurzer Dauer ist.[1] Ich danke Ihnen aber darum nicht weniger aus tiefem Herzen für alles Tröstliche was Sie mir gesagt haben. Wie Sie, habe auch ich eine der drei Kardinaltugenden: Die Liebe, aber ich habe nicht, wie Sie, die beiden anderen.

Ein unergründliches Rätsel der Welt ist die Existenz des Übels und der Schmerzen, die tolle Wut des Menschengeschlechts, die stumpfsinnige Blutgier, mit der sie jederzeit und überall die harmlosesten Geschöpfe anfallen und sich untereinander zerfleischen. Das hat mich in den Zustand der düsteren und verzweifelten Resignation des Skorpions versetzt, der von glühenden Kohlen eingeschlossen ist. Alles was ich tun kann ist, mich nicht mit meinem Stachel zu durchbohren.

Und dann leide ich körperlich jeden Tag von 7 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags in einer Weise, daß meine Gedanken während dieser Krisen in völliger Verwirrung sind.

Das hinderte mich auch gestern, Ihnen zu schreiben, ich war ganz unfähig dazu. Sie können sich daher vorstellen, daß ich nicht daran denken kann, zu komponieren . . .

Sie fragen mich, wie es kommt, daß Sie nichts von der Oper

[1] Berlioz hatte am 14. Juni 1862 seine zweite Frau, Marie geb. Recio, verloren. Herzleidend, starb sie plötzlich, während er mit Einstudierung seiner für Einweihung des Theaters in Baden-Baden komponierten Oper »Béatrice et Bénédict« beschäftigt war.

in zwei Akten erfahren haben, welche wir soeben in Baden gegeben haben. Das kommt, weil ich Ihnen seit längerer Zeit nicht geschrieben.

Da ich mich nicht entschließen konnte, daß große Melodrama in Musik zu setzen, welches Sie gelesen haben und da ich Benazet meinen guten Willen zeigen wollte, so habe ich als Text eine Partie aus der Tragi-Komödie Shakespeares (Viel Lärm um nichts) genommen und die musikalischen Ideen sind nach der Reihe gekommen, aber immer in großen Zwischenräumen wegen meiner verwünschten Neuralgie. Diese zeitweilige gezwungene Untätigkeit war eine so häufige und anhaltende, daß ich gewissermaßen erst bei den Proben meine Musik kennen lernte, an die ich mich gar nicht mehr erinnerte. Der Erfolg war ein guter und es scheint, daß meine beiden Helden, Beatrice und Benedikt sich in graziöser Weise zanken und streiten. Dann ist darin auch noch ein sentimentales Paar, Hero und Claudio, ein glücklicher Kontrast gegen die anderen. Der Shakespeareschen Grundidee habe ich eine musikalische Karrikatur hinzugefügt, einen grotesken Kapellmeister Namens Somarone (großer Esel), dessen Tölpelhaftigkeiten zum Lachen reizen. Ich gäbe viel darum, wenn Sie es hören könnten. Da ist vor Allem ein Scherzo finale, worin der Charakter der beiden Hauptpersonen recht hervortritt und dessen Wirkung interessant ist. Dies sind die Worte:

Benedikt.

Die Lieb' ist eine Fackel,

Beatrice.

Eine Flamme ist sie,

Benedikt.

Ein Flackerfeuer nur, wer weiß woher,

Beatrice.

Es glänzt, verschwindet, führt uns in die Irre,

Benedikt.

Lockt an den Toren, macht ihn ganz verrückt.

Beide.

Doch närrisch sein, viel besser ist's als dumm.
Drum! beten wir uns an! was man auch sage,

Wir wollen Narren ſein, 'ne kurze Weile
Und lieben uns.
Es beugt mein Stolz bei dieſem Unglück ſich;
Wir haſſen uns, doch geb'n wir uns die Hände.
Beſiegelt ſei der Bund, doch nur für heute,
Und morgen ſind wir wieder bittre Feinde.

Es hat Zeit gekoſtet, die Sänger zu inſtruieren, jetzt werde ich noch mit dem Orcheſter meine Mühe haben. Das ganze iſt ein mutwilliges Ding und wie mit der Nadel geſchrieben. Es erfordert die allergrößte Feinheit bei der Aufführung.

Die Partitur iſt geſtern an Liszt geſchickt worden. Ihr ergebener

H. Berlioz.

XXXVI.

Paris, 21. Sept. 1862.
Immer noch rue de Calais 4.

Teure Fürſtin,

Ja, ich muß Ihnen als vergeßlich und undankbar erſcheinen. Aber da ſehen Sie, ein Umzug, ein Haus, welches einzuſtürzen droht, ein großer Burſche von 28 Jahren,[1] der ſeine Entlaſſung genommen und ſich bei mir inſtalliert hat, um abzuwarten, daß er, wie er's nennt, eine Stellung findet — ein Haufen Geſchäfte, die unerträglich und koſtſpielig ſind und dazwiſchen wieder Anfälle von Neuralgie. Dann die Kompoſition der beiden Szenen, welche ich dem zweiten Akte von Beatrice hinzugefügt habe, und ſchließlich die Furcht, Sie zu langweilen ....

Vor allem muß ich Sie um Nachricht von Liszt bitten. Wie erträgt er, wie hat er nur den Schlag ertragen, der ihn getroffen hat?[2] Welch ein Herzenskummer! Nun iſt an ihm die Reihe! Der Tod trifft überall. Die junge Frau vergötterte ihren Vater! Iſt es wahr, daß er ſich wieder religiöſen Dingen zugewendet hat?

[1] Berlioz' einziger Sohn Louis, Seeoffizier.

[2] Liſzts Tochter, Mad. Blandine Ollivier, war im September in Paris geſtorben.

Wenn das der Fall ist, um so besser; dann wird er desto widerstandsfähiger sein gegen die Qualen und Stürme dieser Welt. Was mich betrifft, so bin ich ganz außer Stande, auf die liebevollen Trostesworte zu antworten, welche Sie aus hochgesinntem Herzen an mich zu richten die Güte gehabt haben. Sie wissen, ich hasse seit langer Zeit die Philosophie und alles, was dem gleich kommt, religiöse oder nichtreligiöse Philosophie, und wenn solche Reflexionen mich zum weinen bringen könnten, so würden aus meinen Augen (wie Shakespeare sagt) nur Mühlensteine herausfallen.

Sie wünschen etwas Näheres über meine Oper in Baden[1] zu hören. Es ging alles vortrefflich, mehrere Stücke haben wahre Beifallsstürme erregt. Die ganze französische Presse hat eine Anzahl von Stellen daraus ganz außerordentlich gelobt. Man glaubte, daß ich in großer Erregung sein würde, als ich am ersten Abend kam, um mein Orchester zu dirigieren. Aber ich war in dem Augenblicke so leidend, daß mir alles gleichgültig war und folglich habe ich dirigiert, ohne einen Fehler zu machen. Da war ein Haufe von Enthusiasmus-Heuchlern, die mich mit ihren Kundgebungen belagerten, während ich ganz wohl wußte, wie „aufrichtig" es gemeint war . . . ich mußte eine unbefangene Miene dazu machen und tun, als ob ich es glaubte . . .

Jetzt suchen wir mit dem Direktor der Opéra-comique die Mittel, um die Sache in Paris aufzuführen. Dort werden dieselben Enthusiasten ihre Leute schicken, um mich bei der ersten Vorstellung auszupfeifen. Wir finden keine Sängerin. Keine unter den Damen kann die Arie der Beatrice singen und diese Rolle spielen. Frau Charton-Demeur war reizend darin, aber sie ist nach Havannah gereist. Man wollte ihr in Paris keinen Platz einräumen. Liszt hat recht, nur die Mittelmäßigkeit findet offene Türen.

Alles in Allem ist die musikalische Aufführung dieses kleinen Werkes nach meiner Ansicht weit schwieriger, als die der Trojaner, weil der Humor darin mitspielt, der natürlich in einem antiken Stoffe keinen Platz findet. Benazet hat von mir für das nächste

[1] »Béatrice et Bénédict« war am 9. August 1862 in Baden-Baden zur Aufführung gekommen.

Jahr die Beatrice wieder verlangt, und hat auch nicht verfehlt, die Primadonna wieder zu engagieren. Der Benedikt wird wohl nicht wieder kommen, er war verstimmt, weil er nicht der Held des Tages war.

Ich habe die Partitur von Liszt[1] erhalten und sie wiederholt gelesen. Ich werde ihm darüber schreiben und mir einige Aufklärungen erbitten über Zeichen in dem letzten Teile, welche ich nicht verstanden habe. Es ist ein großes Werk.

Jetzt habe ich abgeschlossen. Ich habe die letzte Orchesternote geschrieben, mit der ich in meinem Leben ein Blatt Papier beklext habe: No more of that. Othellos occupation 's gone. Ich möchte nichts mehr zu tun haben, nichts, absolut nichts. Ich bin dahin gekommen, daß ich zu jeder Stunde dem Tode, dieser abscheulichen Stumpfnase sagen könnte: Wann es dir beliebt! Ich habe nur noch eine Ambition, reich genug zu werden, um beim Journal des Debats meine Entlassung zu nehmen, wo mir das Feuilleton jährlich 1200 Frs. einbringt. Ich habe die Ambition, nicht länger Diener zu sein, nicht länger hinten auf der Kalasche der Toren und Idioten zu stehen; im Gegenteil, sie mit Steinen bewerfen zu können, wenn es mir paßt. Aber die Hexen im Macbeth haben mir nichts prophezeit. Ich werde weder Thane of Cawdor, noch Thane of Glamis, noch König werden und muß noch lange die Leute und Dinge loben, die ich am meisten verachte. Gott will es so!

Sie sehen, wie gefährlich es ist, wilde Tiere zu liebkosen! Ich bin auf dem Sprunge, eine Ode von Ruchlosigkeiten herauszubrüllen, vor der Sie erzittern würden. Aber ich beherrsche mich! Ich kann mir immer nicht recht erklären, was Sie in Rom machen. Glauben und hoffen kann man überall. Die Liebe üben Sie aus per Distanze warum sparen Sie nicht die beiden anderen Tugenden für Paris auf? Wenn Sie mir einen so herzlichen, so freundschaftlichen, so nachsichtigen Brief schreiben, so ist es die Liebe, welche Sie dazu veranlaßt. Dank, Fürstin, Sie wissen ja, daß ich von allen schönen Eigenschaften des menschlichen Herzens die Güte am höchsten schätze

[1] Wohl die Berlioz gewidmete, 1861 erschienene „Faust-Symphonie".

und die vereinigen Sie mit so viel Geist! . . . Lassen Sie mich knien vor Ihnen und ihre man pietosa küssen.

Der Ihrige H. Berlioz.

XXXVII.

Nein sicherlich, teure Fürstin, ich hatte Sie nicht vergessen unter allen diesen Aufregungen. Aber ich bin äußerst reserviert geworden. Ich habe jetzt immer Angst, mich meinen Freunden an den Hals zu werfen; ganz abgesehen davon, daß man sich seinen wahren Freunden ans Herz, nicht an den Hals wirft. Tausend Dank daher, Fürstin, daß Sie mir zuvorgekommen sind. Robinsons großes Kanoe ist vom Stapel gelassen.[1] Sie haben mich vor fünf Jahren veranlaßt, den Baumstamm auszusuchen und mir den Mut eingeflößt, ihn auszuhöhlen. Aber ich bin krank und liege seit zehn Tagen zu Bette. Durch die Abhetzerei bei den Proben habe ich mir eine heftige Bronchitis zugezogen, welche nur durch Ruhe besänftigt und geheilt werden kann. Ich habe daher den letzten vier Vorstellungen nicht beiwohnen können. Man sagte mir soeben, daß die gestrige glänzend gewesen sei und daß der ganze dritte Akt außerordentlichen Beifall erregt habe. Nichts gleicht der Wut der Gegner. Gestern schrien zwei junge Leute wütend in den Gängen des Theaters: „Wir können, wir dürfen eine solche Musik nicht gestatten!“ Scheint Ihnen das Wort „gestatten“ nicht allerliebst? Andrerseits haben aber zwei Damen, als sie nach dem fünften Akte das Theater verließen, eine zur andern gesagt: „Gewiß, ohne Zweifel, schön ist es, sehr schön, das sage ich auch, aber das ist doch kein Grund für Sie, sich in einen solchen Zustand zu versetzen, man muß sich zu beherrschen wissen. Ihre Tränen haben die Aufmerksamkeit auf uns gelenkt, das schickt sich nicht.“

Mehr als dreißig Journale haben vortreffliche Artikel veröffentlicht, voll von Eifer und Enthusiasmus; vier oder fünf haben mich mit den platteſten Invektiven, mit den tollsten Schmähungen über-

[1] Am 4. November war die erste Aufführung der „Trojaner“ im Théâtre-lyrique erfolgt.

häuft. Diese schmutzige Kehrseite der Sache mußte überwunden werden. Aber beim besten Willen hat es mich doch heimlich gewurmt und darüber habe ich mich dann geschämt. Ich muß gestehen, Dinge, die bei meiner Stellung zwar ganz natürlich sind, die aber den Künstler in mir verletzte, kränken mich. So ist es ein Martyrium für mich, von meinem Verleger mich zerstückeln zu lassen und zu sehen, wie meine Partitur auf seiner Schlachtbank zerlegt wird. wie das Fleisch auf der Schlachtbank des Schlachters zum Gebrauch für große und kleine Kunden und daß man selbst für zwei Sous Abfälle kaufen kann, um die Katzen der Portiersfrauen zu regalieren . . . Ach, Handel und Kunst verabscheuen sich gegenseitig auf das Schrecklichste.

Ich habe, wie Sie wissen, das Stück in zwei Teile zerlegen müssen; der erste, „Die Einnahme von Troja", besteht aus einer Oper von drei Akten; der zweite, „Die Trojaner in Carthago", ist der hier aufgeführte. Die ersten drei Akte mußten durch einen erklärenden Prolog ersetzt werden, eine Mischung von Musik und rezitierten Versen. Das eröffnet einen grandiosen Ausblick und ist neu. Dieses Lamento der Orchesterinstrumente, dieser unsichtbare Chor, dieser Appel an die Erinnerungen von der Trojanischen Katastrophe sind von schlagender Wirkung. Die Inszenierung ist im Allgemeinen sehr schön, nur ist das Theater nicht groß genug, obgleich wir bei einigen Szenen fast fünfhundert Personen auf der Bühne haben. Montjanze (Äneas) ist meistens schön und hinreißend, wenigstens einen um den andern Tag. Frau Charton ist immer ausgezeichnet. Tadellos als Sängerin ist sie auch zu einer wahren Tragödin geworden dank ihrerer Gelehrigkeit und ihres Bemühens, die schwierigsten Höhen der Darstellung zu erreichen; sie hat wahrhaft erhabene Momente. Nie habe ich etwas so Schönes gehört, als ihre Vortragsweise im großen Schlußmonolog: „Versunken in ein Meer von Schmerzen sterb ich!" Bei ihrem Abgang von der Bühne und den Schlußworten der Arie: „Mein Leben endet, nie seh' ich Euch wieder!" hält sie den Ton aus auf der letzten Note ohne das Publikum anzuschauen. Ganz antik und das Äschylus würdig. Ich habe den reizendsten puer Ascanius, den man sich denken kann, und wenn sein Vater ihn umarmt, indem

er ihn mit seinem Schilde bedeckt, so ist die Illusion vollständig. Ich habe aus verschiedenen Gründen einzelne Stellen streichen müssen; aber können Sie sich vorstellen, daß man in einer Oper von solchem Umfang auch nicht die Änderung einer einzigen Note von mir verlangt hat? Das Orchester spielt außerordentlich sicher, aber ich müßte das Orchester der Opéra haben; die Blasinstrumente sind nicht so gut, wie sie sein müßten. Was dagegen eine demnächstige Aufführung der „Einnahme von Troja", wie erwähnt eine Oper in drei Akten, anbetrifft, so werde ich meine Zustimmung nicht dazu geben, obgleich Carvalho es wünscht. Der Pariser hat zu wenig Sinn für das Epische, er würde sagen: „Genug der Trojaner!" Übrigens ist auch der Stil dieses Teiles der Dichtung ernster als der des anderen. Die Cassandra ist großartiger als Dido, und ich würde Frau Charton nicht haben, die nur noch nächstes Jahr in Paris bleibt.

Da sehen Sie wieder die Misere des menschlichen Herzens. Frau Viardot langweilt sich in Baden, ist aber nicht gekommen; Frau Stolz war in Paris und ist nicht gekommen. Weder die eine noch die andere hat mir geschrieben. Sie wollten beide die Dido spielen . . . sie werden mir nicht verzeihen. Roger[1] war verletzt, weil man ihm nicht die Rolle des Äneas anvertraut hatte — und er hat doch nur einen Arm und keine Stimme mehr! Aber Roger hat mir wenigstens nach der ersten Aufführung einen reizenden Brief geschrieben (mit der linken Hand! armer Kerl).

Und Sie waren nicht da und Liszt war nicht da . . .

Unter den zahlreichen Briefen, die ich erhalten habe, ist einer, der mit dem Citat aus Shakespeare beginnt: „gut gebrüllt, Löwe!" Hübsch, nicht war?

Jetzt aber will ich mich Ihnen zu Füßen werfen, Ihre beiden Hände ergreifen und Ihnen von ganzem Herzen (das will viel sagen, glauben Sie mir) danken für Ihre sympathischen Worte, für Ihre freundschaftlichen Erinnerungen, für Ihren hochherzigen Sinn, für Ihr harmonisches Mitempfinden der fernen Echoklänge „unseres"

[1] Gustave R. (1815—1879), berühmter Bühnentenor, hatte durch ein Jagdunglück seinen rechten Arm verloren.

Werkes. Dank, dank, hochverehrte intelligente Freundin, und glauben Sie, daß ich auf's Tiefste ergriffen und von Dankesgefühlen bewegt bin. H. Berlioz.

XXXVIII.

Teure Fürstin,

Ihr Brief hat mich wieder belebt; ich stehe seit Mitternacht Höllenqualen aus . . . Wieder ein böser Anfall meiner Neuralgie. Ich beeile mich, Ihnen zu antworten und beginne damit, Sie um eine Gunst zu bitten. Sie haben am Eingang der Klavierpartitur zu den „Trojanern" die beiden Worte gesehen: Divo Virgilio. Das heißt so viel, als ob ich die Sakramentsworte: Sub invocatione Divi Virgilii gebraucht hätte. Jetzt werde ich die große Partitur beider Teile der lyrischen Dichtung (die Einnahme von Troja und die Trojaner in Carthago), die ohne Sie nicht existieren würden, gravieren lassen. Gestatten Sie mir, sie Ihnen zu widmen. Wenn Sie einwilligen, so würde ich doppelt dankbar sein. Der Divus Virgilius würde die Widmung nicht hindern und so würde ich dann unter einem doppelten Protektorat stehen. Diese Veröffentlichung würde kaum früher als in einem Jahre zustande kommen. Der Herausgeber ist ein Wirrkopf, den ich sehr genau zu überwachen genötigt bin und der mir tausend Dummheiten machen würde, wenn ich ihn gewähren ließe.

Unsere Aufführungen sind jetzt unterbrochen. Frau Charton verläßt uns. Sie hat schon ein ziemlich ansehnliches Geldopfer gebracht, indem sie einwilligte, nicht mehr als 6000 Franks monatlich zu erhalten . . . Sie nimmt ihre Verdi-Rollen am Théâtre Italien wieder auf. Sie hat sich (wie übrigens auch alle anderen Darsteller) bei den Proben in alles gefügt; weder sie noch die anderen haben verlangt, daß ich auch nur eine einzige Note verändern sollte. Aber der Direktor hat, obgleich er beteuerte, nur in meinem Sinne, bei der Aufführung handeln zu wollen, mir ein Martyrium auferlegt, dem ich mich nicht länger unterwerfen werde, indem er ganz schreckliche Streichungen und Änderungen der Inszenierung von mir

verlangte. Bei der letzten Feststellung hat man neun Stellen gestrichen. Wenn er selbst es nicht wagte, Verstümmelungen von mir zu fordern, so ließ er mich durch einen meiner Freunde darum bitten; der eine sprach mit mir, der andere schrieb mir; er hatte Angst wegen seines Schattens. Angst! Als ob man etwas Großes machen könnte ohne die nötige Kühnheit und Kaltblütigkeit! Aber er riskierte sein Geld und diese Erwägung bestimmte mich nachzugeben. Nein, ich werde nie etwas Gutes in einem Theater zustande bringen, wenn ich dort nicht unbedingter Herr bin. Man muß mir ohne Widerrede gehorchen; das Widerstreben eines fremden Willens bereitet mir eine tötliche Angst, lähmt mich und macht mich dumm.

Gleichviel, diese 22 Aufführungen haben in der musikalischen Welt einen Enthusiasmus hervorgerufen, von dem ich nur wünschte, daß Sie ihn gesehen hatten. Ich bin noch niemals Zeuge einer solchen Bewegung gewesen. Man kann sie nur in Vergleich bringen mit dem Wutausbruch meiner Feinde.

Wie viele reizende Briefe habe ich erhalten! Wie viele Leute habe ich weinen und schluchzen sehen! Ich selbst war am letzten Freitag (eine in jeder Beziehung glänzende Aufführung) ich muß es gestehen, ganz überwältigt über gewisse Stellen aus der letzten Arie der Dido: „Leb wohl, du stolze Stadt" und zumal bei dem Schlusse, den die Sängerin ganz bewunderungswürdig vortrug: „Mein Leben endet; nie seh' ich Euch wieder!"

Ich sage Ihnen dies, um Ihnen Zutrauen zu erwecken, Fürstin, und damit Sie glauben, daß das Stück es verdient, Ihnen gewidmet zu werden.

Um auf die freundschaftlichen Fragen Ihres letzten Briefes zu antworten, so sage ich folgendes: Mein Herz ist völlig vereinsamt. Ich tue nichts als während acht bis neun Stunden täglich Schmerzen ertragen, ohne die geringste Hoffnung irgend welcher Art, denke nur an Schlafen und schätze die Wahrheit des chinesischen Sprichwortes: „Besser sitzen als stehen, liegen als sitzen, schlafen als wachen, tot sein als schlafen".

Ich lebe wieder ein wenig auf, wenn irgend eine unerwartete Teilnahme sich mir kund gibt. So überraschte mich kürzlich ein Brief, der so reizend, so wunderbar geschrieben war, daß ich

glaubte, da ich die Handschrift nicht sah (mein Sohn las ihn vor), er käme von Ihnen. Unterzeichnet war er Grazia Callimacki. Vorgestern schickte dieselbe Dame, die mir völlig unbekannt ist, mir eine mit Blumen gefüllte Bronzevase. Der Name ist griechisch oder türkisch, kennen sie ihn?

Ich habe keinen Brief von Liszt erhalten. Ich freue mich sehr zu hören, daß das Leben in Rom für Sie nicht zu angreifend und daß Ihre Befinden erträglich ist. Ihren Brief, den ich wiederholt lesen werde, da ich jetzt den Schlüssel zu seinen Hieroglyphen habe, wird mir einen besseren Tag verschaffen, als ich hoffen durfte. Bitte schreiben Sie mir dann und wann, das wäre ein gutes Werk. Sie wissen, daß ich sofort antworte. Sagen Sie mir, ob Sie zufällig nach Subiaco gekommen sind und ob Sie dort eine Steinpyramide gesehen haben, die ich auf dem Gipfel eines Berges in der Nähe des Dorfes vor dreißig Jahren aufgebaut habe. Im letzten Jahre versicherten mir einige französische Maler, daß sie noch existiere. Wie gerne möchte ich, daß Sie sie sehen!

Seul, solo, alone, allein in allen Sprachen klingt das Wort schlecht. Ihre religiösen Ermahnungen bleiben ohne Einfluß auf mein Gemüt, oder richtiger, sie erinneren mich an die erhabenen Worte meines Dichters bei der Schilderung des Todes der Königin von Carthago: »Oculisque errantibus alto quaesivit coelo lucem ingemuitque reperta«. „Den Blick zur Himmelshöhe wendend sucht sie Licht und seufzte, als sie's fand".

Besser ist es, nicht zu sehen, als das zu sehen, was ist.

Addio bell' alma. The rest is silence.

Paris, 23. Dezember 1863.

H. Berlioz.

XXXIX.

Teure Fürstin,

Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Gedenken. Ich habe Ihren Brief nicht ganz lesen können, aber ich entnehme daraus, daß Sie die Güte hatten, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Ich liege also fast immer zu Bette, meine Neurose nimmt zu und

hat den Kopf ergriffen. Zeitweilig ſchwanke ich wie ein Trunkener und wage nicht allein auszugehen. Sie nehmen an, daß ich irgend etwas komponiere! O freilich! Ich bin längſt zurückgekommen von ſolchen Nichtigkeiten. Das höchſte iſt, daß ich über dieſe Komödie Meyerbeer und die Rolle, welche dieſer Ekel von Roſſini dabei ſpielt, lachen muß.

Darum bin ich aber nicht weniger dankbar für die Teilnahme, die Sie mir bezeigen, aber was kann es Ihnen ausmachen, daß ich dankbar dafür bin?

Alle meine Freunde verlaſſen Paris; in einigen Tagen werde ich ganz allein ſein; die einen gehen nach der Schweiz, die andern nach der Normandie, alle ſtreben danach, eine reine Luft zu atmen, die ſehr verſchieden iſt von der dicken Luft der Hauptſtadt. Das würden ſie alle ſagen, wenn man ſie plötzlich auf den boulevard du temple oder auf die rue Charlot au Marais verſetzte. Wenn ich nicht ſo krank wäre, ſo beſtiege ich das Schiff, welches mein Sohn kommandiert und ginge nach Mexiko. Aber wenn man nicht einmal den Ozean durchqueren kann, dann iſt es beſſer, in unſerem ſchönen Paris zu bleiben, welches alle Tage ſchöner wird, welches grünt und ſtrahlt.

Leben Sie wohl, teure Fürſtin, Sie geben mir keine Nachricht von Liſzt, aber kürzlich teilte mir ein junger Tropf von der Académie de France[1]) etwas über ihn mit. Ich habe einmal zehn Stunden auf ſeinem Monte Mario verlebt; ich lag dort im Gebüſch und las einen Roman, betitelt „der letzte Menſch“ . . .

Ihr ganz ergebener

Oha, ich kann nicht mehr, ſo greift das Schreiben mich an.

Paris, 3. Auguſt 1864. H. Berlioz.

XL.

(Erſte Tage der zweiten Auguſthälfte 1864.)

Teure Fürſtin,

Dank für Ihre liebevolle Predigt. Unglücklicherweiſe bin ich ebenſowenig imſtande, eine Medizin aus dem Glauben zu machen,

[1] In Rom.

als an die Medizin zu glauben und ich muß meine Leiden ertragen mit oder ohne Geduld ... wie ichs kann. Wie gütig Sie sind, mir so viele Dinge zu schreiben, welche wie die Grundharmonie alles Trostes klingen! Man blickt zum Himmel auf, wenn man beim Klang der Glocken vorübergeht! Man atmet auf und ist für eine Weile ruhiger.

Ich bin fast allein, mein Sohn kehrt übermorgen zurück. Ich habe nichts zu tun, nicht einmal Korrekturen durchzusehen. Mein Herausgeber, der die große Partitur der Trojaner in diesem Sommer veröffentlichen sollte, hat mir nicht Wort gehalten ... Wie alle, wie immer. Sie dem Kaiser widmen, der nicht einmal geruht hat, einer einzigen Vorstellung beizuwohnen ... nein, nein, warum das? Es wäre ganz unangemessen. Divo Virgilio solo. Freilich hat mich der Kaiser zum Offizier der Ehrenlegion[1] ernannt und der Marschall Vaillant hat es mir durch einen sehr gnädigen Brief angezeigt, der viele Leute ganz wütend gemacht hat.

Ich muß Ihnen sagen und Sie werden es hören, ohne zu erstaunen, daß die Bevölkerung von Paris ganz blödsinnig geworden ist. Eine unbegreifliche Manie hat alle erfaßt; Männer, Frauen und Kinder, auf der Straße, in den öffentlichen Gärten, zu Fuße, zu Wagen, zu Pferde schreien aus voller Kehle: „Eh'! Lambert! ohé! Lambert! Haben Sie Lambert gesehen? Niemand weiß, was dieser Ruf bedeuten soll und alle Welt macht ihn nach. Ganz Paris hallte gestern wieder bis Mitternacht von diesen Worten: „Ohé! Lambert!“[2] Was gibt es doch für törichte Menschen! Wie sind die Leute doch dumm! Und diese Manie steckt an, ich möchte auch schreien: Ohé! Lambert! Es ist komisch, es ist reizend.

[1] Nach dem »Moniteur universel« vom 14. August 1864 war Berlioz' Ernennung, laut Dekret vom 12. August, auf Vorschlag des Ministers des Kaiserl. Hauses und der schönen Künste erfolgt.

[2] Der »Intermédiaire des Chercheurs et des Curieux« (1895) führt verschiedene Lesarten über den Ursprung des seltsamen, sich in ganz Frankreich verbreitenden Ausrufs an. Derselbe wurde am 15. August 1864 populär, und der Kaiser selber mußte ihn über sich ergehen lassen, als er sich, um die Illumination zu sehen, incognito unter die auf der Place de la Concorde versammelte Menge mischte. Daselbst erkannt, wurde er mit dem scherzhaften Ruf: »Tiens, c'est Lamberts!« verfolge, bis er sich in die Tuilerien zurückzog.

Rufen Sie doch auch einmal: Ohé! Lambert! Sie sollen sehen, es macht Ihnen Spaß. Ich höre, daß dieser Ruf Lambert schon in Havre, Rouen und Versailles vorkommt. Ganz Frankreich wird ihn wiederholen. Mein Gott! Mein Gott! Das Menschengehirn gerät in Auflösung.

Leben Sie wohl, teure Fürstin, ich werfe mich Ihnen zu Füßen und küsse Ihre Hand. H. Berlioz.

XLI.

Paris, 30. August 1864.

Teure Fürstin,

Sie haben in Ihrem letzten Briefe sehr beredte Zeilen daran gewendet, um aus mir einen Konvertiten zu machen. Ich bin und war immer ein Bewunderer des Kaisers; ich sehe nicht ein, warum Sie daran zu zweifeln scheinen. Er selbst weiß das recht gut. Aber das hindert nicht, daß ich seine Verachtung für die große Kunst kenne und übel empfinde. Sein Onkel war eben so; er fand die erhabenen Dichtungen von Homer plump und barbarisch. Übrigens sind in Ihren Briefen Rätsel, Anspielungen, die ich nicht verstehe. Wer ist dieser „Musiker aus unserer Bekanntschaft, der sich einbildet auch Komponist zu sein?“ Ich ahne es nicht.

Ich muß gestehen, ich sehe mit Betrübnis die Leichtigkeit, mit welcher Sie in der Kunstpraxis die Partei der Interessen ergreifen. Sie finden es ganz einfach, daß man den nicht bewundert, der uns nicht bewundert und umgekehrt. Das ist abscheulich und führt zur völligen Verleugnung der Kunst. Ich kann garnicht umhin, ein erhabenes Werk meines größten Gegners zu bewundern, während ich eben so sehr einen schrecklichen Blödsinn verabscheue, der von meinem intimsten Freunde herrührt. Ich schwöre, daß dies für mich das Wahre ist; denn ich bin Küustler, und wer daran zweifelt, tut mir unrecht.

Warum eine Zuneigung von mir verlangen, die Sie längst besitzen? Sie haben Güte, Naivität, Anmut und Intelligenz. Wie sollte ich wohl nicht von Anfang an von Ihnen eingenommen

und gefesselt worden sein? Das Wort Naivität setzt Sie vielleicht in Erstaunen. Ja, Sie sind naiv und überlassen sich der Naivität Ihrer Abneigungen und Zuneigungen. Sie sind gut, sie haben es oftmals (ich weiß es) bewiesen, und Güte ist eine Eigenschaft, die ich vor allen anderen hochschätze. Sie sind auch anmutig, . . . weil Sie es sind; Anmut läßt sich nicht beweisen. Und schließlich sind Sie intelligent, weil Sie die Fähigkeit besitzen, das zu sehen, was wirklich vorhanden ist, in der Seele anderer zu lesen, und den Eifer der Assimilation bis zum Glauben ans Absurde auszudehnen; ich möchte Sie lieber etwas weniger intelligent haben. (Welch ein Pathos! So gehts, wenn man sich an die Metaphysik hinanwagt.)

Erlauben Sie, daß ich schlichter spreche. Es ist Mittag. Das ist die Zeit wo ich meistens weniger leide, und wo ich Ihnen schreiben kann ohne zu sehr zu leiden. Ich gewöhne mich an Untätigkeit. Die völlige Freiheit, die ich jetzt habe, läßt mich sowohl meine physischen Leiden geduldig ertragen, als auch den hohlen, traurigen Klang eines leeren Herzens, im vulgären Sinne des Wortes. Muß ich Ihnen noch mehr Konfidenzen machen? Nein das wäre kindisch und führte zu weit. Nur das eine sollen Sie wissen, daß mein Lieblingsweg, zumal wenn es regnet, wenns vom Himmel gießt, der Kirchhof Montmartre ist, in der Nähe meiner Wohnung. Dorthin gehe ich oft, ich habe dort viele Beziehungen. Ich habe sogar kürzlich dort ein Grab entdeckt, von dem ich nicht gewußt habe, daß es geöffnet war und geschlossen wurde. Sie war schon seit sechs Monaten tot und hatte mich nicht wissen lassen wollen oder können, daß sie starb; sie war sechsundzwanzig Jahre alt, schön und schrieb wie ein Engel. Ich hatte — wir hatten aus Vorsicht darein gewilligt, uns nicht mehr zu sehen, uns nicht mehr zu schreiben, vollständig getrennt zu leben. Was hat es uns gekostet! Wir haben uns nur aus der Ferne gesehen, eines Abends im Theater, ein Zeichen mit dem Kopfe . . . das war alles. . . . Sie war schon totkrank und ich wußte es nicht . . . sechs Wochen später, war sie tot . . . auch das wußte ich nicht. Erst sechs Monate später . . . Genug, genug.

Ich lese oft Reisebeschreibungen, ich halte mich auf dem Laufenden (warum?) von allem, was diese bösen Insekten treiben, mit

denen die Erde, dieser Dickschädel, bevölkert ist. Wenn ich mich weniger schlecht befände und wenn die Seekrankheit weniger gräßlich wäre, so würde ich nach Tahiti reisen. Dort lebt ein kleines Volk von graziösen Kindern, eine paradiesische Natur, ein köstliches Klima, man spricht dort französisch (und kanakisch, die sanfteste Sprache), man macht dort keine schlechte Musik.

Einer der größten Reize der Briefe, die ich mit Ihnen wechseln darf, teure Fürstin, ist das Abschweifen. Sie gestatten mir abzuschweifen, ich bin nicht genötigt, meine Gedanken oder meine Gefühle zu zügeln. Sie verstehen es so gut an den schmerzvollen Launen einer armen Seele teilzunehmen, die umherirrt wie ein Planet, der seine Sonne verloren hat. . . . Ich habe es Ihnen gesagt, Sie sind gut . . . Dank! Nur, wenn Sie mir schreiben, sagen Sie mir keine Schmeicheleien; ich glaube so wenig daran; es kommt mir dann so vor, als ob Sie mir Komplimente machten, wie man sie einfältigen Menschen macht und das betrübt mich. Es gibt zwar einige Stellen in der Partitur, in welchen ich, wie ich glaube, in Wirklichkeit gewisse Gefühle in einer ganz einwandfreien Weise ausgedrückt habe; aber das sind gerade diejenigen, welche Sie wenig oder gar nicht kennen. Was meinen literarischen Stil betrifft, wenn ich überhaupt einen habe, so ist es der eines Schriftstellers, welcher nach dem richtigen Ausdruck für seine Empfindungen sucht, ohne ihn je finden zu können. Ich bin immer zu gewaltsam; ich habe mich mäßigen wollen', aber ich habe es nicht erreicht. Das gibt dem Gang meiner Prosa etwas ungleiches, schwankendes, wie dem Gang eines Trunkenen.

Wenn ich Ihnen so, wie in diesem Augenblicke schreibe, so gebe ich Ihnen dadurch den vollständigsten Beweis eines freundschaftlichen, eines kindlichen Vertrauens. Ich liege zu Ihren Füßen, horche auf meinen Traum, schlafe unter Tränen ein und weiß, daß Sie über meine Tränen nicht lachen. Ich sage daher nicht zu Ihnen: Verzeihung, entschuldigen Sie usw.; Sie haben nichts zu verzeihen und ich habe mich vor Ihnen nicht zu entschuldigen . . . weil Sie alles verstehen.

O God! o God! How weary, stale, flat and unprofitable seem to me all the uses of this world! H. Berlioz.

XLII.

Teure Fürstin,

Ich habe die Nacht auf der Eisenbahn zugebracht; ich komme zurück von einer Reise nach der Dauphiné.[1] Ich finde ein Paket Briefe vor, lese den Ihrigen und finde wieder Ihr Herz, Ihre Seele, Ihren Geist, größer als je. Ich glaube, daß ich niemals etwas tun werde, was mir den Verlust Ihrer Freundschaft zuzieht. Auf alle Fälle aber, da Unglückliche, wie ich, nichts verschwören sollen, bitte ich inständigst, sie mir zu bewahren, was auch immer vorkommen möge. Mein Herz ist, wenn nicht zerrissen, so doch zermalmt, niedergeschmettert durch die Schläge, mit denen die Erinnerungen es während dieser Reise betroffen haben. Ich werde Ihnen später ausführlicher über die traurigen Ereignisse dieser Fahrt berichten. Heute darüber zu reden, würde mir unaussprechliche Schmerzen bereiten. Verzeihen Sie, lassen Sie mich auf Sie zählen. Die Wirkung dieser erhabenen Natur der Alpen und der Berge, die ich vorher sah, das Schweigen dieses unendlichen bewaldeten Gartens, den die Isère durchfließt, die Einsamkeit dieser Felsenwege haben mich mit einer Flut von Schmerzen erfüllt, die niemand begreifen kann, der nicht mein ganzes Leben kennt. Eine traurige und feierliche Episode meines Aufenthaltes in Lyon.[2] . . . Verzeihen Sie mir, teure Fürstin, ich bin dumm, aber ich bitte Sie, bleiben Sie immer nachsichtig, gut und hellsehend, wie Sie es sind.

Ich glaube nicht an die Zukunft, aber die Vergangenheit quält mich. Ich leide, ich leide, ich sehe sehr wohl, daß ich abgeschmackt bin, aber meine Geistesklarheit besänftigt nicht im allergeringsten das Leiden. Auch Sie selbst und Ihre sanften Worte richten nichts

[1] In Vienne in der Dauphiné lebten Gatte und Töchter seiner vier Jahre zuvor verstorbenen Lieblingsschwester Adèle.

[2] Er hatte Madame Estelle Fornier, für die er einst in Meylan, als er zwölf, sie achtzehn Jahre zählte, eine leidenschaftliche Schwärmerei gefaßt hatte nach 49 Jahren in Lyon wiedergesehen und berauschte sich in dieser Jugenderinnerung.

dagegen aus. Leben Sie wohl, beredte Freundin, lassen Sie sich nicht ermüden.

Ach! könnte ich doch sterben!

Der Ihrige

Paris, 24. September 1854. H. Berlioz.

Von einem Schmerz falle ich in den andern; seien Sie gesegnet wegen Ihrer Fürbitte zu Gunsten der Toten; sie hieß Amélie.

XLIII.

O, Sie Herzensgute! So mußten Sie mir schreiben. Sie haben so ziemlich alles erraten. Ja, ich habe die Schwäche gehabt, eine neue Wanderung nach Meylau zu machen, und diesmal habe ich alles wieder gesehen. Ich habe um die Erlaubnis gebeten, den Garten, das Haus zu betreten. Ich habe das Zimmer wieder erkannt, welches sie mit achtzehn Jahren bewohnte; alles war in demselben Zustande . . . die Eigentümerin war erschüttert über meine Erschütterung . . . und ich habe ihr nur sagen können: „Ich bin hierher gekommen, Madame, es sind nun . . . neunundvierzig Jahre her!" Dann lief ich seufzend davon . . . Ich ging nach Lyon ich kannte ihre Adresse. . . . Sie hat mich empfangen. . . . Ich habe sie gesehen. Es ist mir ganz unmöglich, Ihnen diese Zusammenkunft zu beschreiben; welche Verwüstung die Zeit angerichtet, wie mein Herz diese Schönheit wiederherzustellen sich bemüht hat, ihre ruhige Würde, meine halbe Bewußtlosigkeit als sie mir auf meine Bitte die Hand gereicht hatte; meine trostlose Rückfahrt nach Paris, der Brief, den ich ihr schrieb, ihre Antwort — ein Meisterstück von Einsicht, unerbittlicher Vernunft, einige Ausdrücke ein wenig grausam, andere nachsichtig und sanft, meine Angst, ihr als ein Narr zu erscheinen. Sie verläßt Frankreich und wird in Genf wohnen. Und ich bleibe hier.

Sie sind nachsichtiger, aber Sie kennen mich auch, während sie mich nicht kennt. Sie hat zum ersten Male seit 49 Jahren mit mir gesprochen. „Sie haben noch ein junges Herz, schreibt sie mir, ich bin ganz und gar alt. Bedenken Sie nur, daß ich sechs Jahre

älter bin, als Sie (67 Jahre) und daß man in meinem Alter darauf verzichten muß, neue Freundschaften anzuknüpfen."

Teure Fürstin, spotten Sie nicht und machen Sie niemandem Mitteilungen über diese Herzensmiseren, die ich Ihnen anvertraue, und die wohl niemals ihresgleichen gehabt haben. Ich habe Liszt vorgestern gesehen, auch morgen werde ich ihn sehen.[1] Ich habe das Bedürfnis, über allerlei unerhebliche Dinge zu reden. Nichts hat Interesse mehr für mich. Sie lächeln wohl über meine vielen Affektionen. Diese aber ist einzig in ihrer Art; sie hat fortgedauert auch dann als andere Leidenschaften mich fesselten. Schönheit ist nicht mehr die Ursache derselben; aber diese Vergangenheit, welche damals mein Herz gefangen nahm in meiner Kindheit, hat es nie wieder verlassen, und je weiter ich mich davon entferne, desto mächtiger ist ihre Anziehungskraft. Ich bin zum Unglück geboren. Alles um mich herum stürzt zusammen. . . . Die Nächte sind schrecklich. . . . Leben Sie wohl, teure Fürstin, teure Freundin, teure Schwester. Wollen Sie meine Schwester sein?

Paris, 9. Okt. 1864.

4 rue de Calais. Hector Berlioz.

XLIV.

Ich hatte keine Schwester mehr, Sie haben mir wieder eine Schwester gegeben, eine geniale Schwester und mit ebenso viel Herz als die Schwestern, die ich verloren. Die jüngere Adele (ich habe sie mehr geliebt, als die ältere), war von einer unvergleichlichen Nachsicht für meine Launen, selbst für die kindischsten. Eines Tages auf dem Lande goß es in Strömen. Ich sagte: „Adele, wollen wir zusammen spazieren gehen?" — „Sehr gern, lieber Freund." Ich nehme einen großen Regenschirm, sie zieht Galoschen an, und ohne uns um die Bemerkung: „Seht doch diese beiden Narren, sie wollen bei solchem Wetter umherpatschen!" zu kümmern, gingen wir

[1] Zum ersten Mal seit seiner Niederlassung in Rom hatte Liszt die ewige Stadt verlassen, um zunächst dem Karlsruher Musikfest beizuwohnen und sodann den Großherzog von Weimar und weiter seine Mutter in Paris zu besuchen.

ins Freie und wanderten zwei Meilen weit, dicht aneinander gedrängt unterm Regenschirm, ohne ein Wort zu reden. Wir hatten uns lieb. Pauline, von der Sie sprechen, war nur meine rechte Kousine; sie wurde Oberin in einem Kloster du Sacré-Coeur zum großen Kummer ihrer Mutter, die freilich auch von einer übertriebenen Frömmigkeit war. Sie ist vor einigen Jahren gestorben, ich habe sie kaum gekannt. Sie hat noch kurz vor ihrem Tode an meinen Sohn geschrieben. Ihr Bruder hatte denselben Beruf und mein Vetter Benjamin Berlioz, den ich gerade vor einigen Wochen besucht habe, ist Vikar der Kirche von St. André in Grenoble.

Denken Sie nur, daß das Gerücht von Ihrem Tode hier jetzt sehr verbreitet war und daß ich mehrfach dem widersprechen mußte! das fehlte mir gerade noch.

Ich schreibe Ihnen heute, teure Freundin, mit einer Art von ruhiger Niedergeschlagenheit. Ich erhielt kürzlich von ihr einen Brief, worauf ich gar nicht gerechnet hatte. Dieser Brief stellt mir weitere in Aussicht und hat mich beruhigt. Gleichwohl gehe ich diesen Monat nicht nach Lyon; ich würde sie beunruhigen, sie stören, das fühle ich. Sie verheiratet heute ihren Sohn, dann trifft sie ihre Vorbereitungen, um mit den Neuvermählten in Genf zu wohnen. Ohne Zweifel versetzt die Gewalt meiner Empfindungen sie in Erstaunen, aber sie versteht sie bis zu einem gewissen Grade und sie glaubt auch nicht, daß ich verrückt sei. Aber natürlich, ein Kind von zwölf Jahren, welches sie so furchtbar lieb hatte, konnte dem herrlichen Mädchen von achtzehn Jahren nichts sein, sie ahnte kaum seine Schmerzen. Sie hatte keine eigentliche Erinnerung mehr davon; sie denkt gerade so wie ich, daß meine Einbildung viel dabei tut; und ohne Zweifel verkennt sie so wenig wie ich, daß die Einbildung eben das Falsche ist. Aber ich glaube, unbewußt beginnt sie doch zu glauben, daß das andere überwiegt und daß das andere schließlich die Herrschaft behält, eben weil es das Wahre ist. Wie es auch sei, ich werde alles, was ich vermag, tun, um nicht ungelegen, nicht indiskret zu sein und sie nicht ängstlich zu machen; ich werde so reserviert sein, wie möglich und vielleicht kommt sie eines Tages dazu, sich im Innersten ihres Herzens zu sagen: „Schade wäre es doch, nicht so geliebt zu werden“.

Die Jahre haben fast alles an ihr zerstört. Man muß ihre glänzende Schönheit sich fast ganz und gar aus der Erinnerung wieder herstellen; nur ihr göttergleicher Wuchs ist geblieben. Und doch, wenn ich sie ansehe, bin ich so außerordentlich entzückt, daß ich das Gefühl der Wirklichkeit völlig verliere ... Ach! teure Schwester, Verzeihung; ich hatte meine Ruhe verloren ... Wie kann ich zu Ihnen so von ihr reden! ... traurig genug, daß man sich nicht mehr beherrschen kann!

Unmöglich! Leben Sie wohl. Ich hätte Ihnen noch so viel zu sagen.

Paris, 19. Oktober 1861. H. Berlioz.

P. S. Ich habe Liszt zweimal gesehen. Wir haben einige Stunden miteinander verlebt. Er ist ganz reizend, wie immer. Ich glaube nicht, daß er mich lächerlich finden würde, wenn Sie ihm meine Konfidenzen mitteilten, indessen möchte ich doch lieber ihm nicht so kindisch erscheinen.

XLV.

Paris, 30. Okt. 1861.

Teure Schwester, geliebte Freundin, ich habe nicht unterlassen, alles das, was Sie mir schreiben, schon zwanzigmal mir selbst zu sagen; ich bin kein Narr und teile ganz Ihre Ansicht. Ich weiß sehr wohl, was die Folgen dieses Lebens zu zweien sein würden, und Sie haben sie noch nicht einmal alle hervorgehoben. Nur habe ich noch niemals gewagt, mir gerade heraus zu sagen „Soll ich sie heiraten?“ Ihre Worte sind mir daher ins Herz gedrungen, wie eine Messerklinge. Nein, nein, beruhigen Sie sich, lieber will ich durch die Trennung leiden und sie lieben, als zusehen, wie diese Liebe durch die Asche der Gewohnheit bedeckt wird und sie eine Lächerlichkeit teilen zu lassen, der ich für meinen Teil ohne Weiteres trotzen würde. Außerdem, weiß ich denn, ob sie einen solchen Vorschlag annehmen würde? Ich bin nicht das für sie, was sie für mich ist. Ein armes Kind liebte sie vor neunundvierzig Jahren; diese Liebe überdauerte mehrere andere; sie glänzt und brennt noch während alle anderen erloschen

sind. Das setzt sie in Erstaunen und rührt sie. Sie achtet diese kaum glaublichen Gefühle und ihre Beharrlichkeit, das ist aber auch alles. Was will man noch mehr? Und doch gibt es Augenblicke, in denen mein Herz sich auflehnt gegen diese sehr natürliche Ungleichheit, diese unerbittliche Wirklichkeit. Nein, nein, sie hat mir in ihrem ersten Briefe äußerst vernünftig geschrieben ... ich werde darüber hinweg kommen, dann und wann wird es Sturm geben, einen Strom heißer Tränen, aber doch wenigstens keine kalten Hagelschauer. Und überdies werden Sie mir helfen. Ihre Zuneigung ist mir so teuer. Sie sind ein Engel. Ich habe eine so begehrliche Seele; ich schäme mich fast, diese Begehrlichkeit auch selbst vor Ihnen zu zeigen! Sie hat soeben ihren Sohn verheiratet; sie hat mir eine briefliche Anzeige geschickt, deren Adresse von ihrer Hand war; das reichte hin für mich, um vierundzwanzig Stunden lang allerlei Luftschlösser zu bauen. Sie hat des Verbannten gedacht! ...

Ist meine brüderliche Promenade mit Ihnen nicht reizend? Arme Adele, sie liebte mich mit solcher Nachsicht!

Pauline schrieb vor zwei Jahren an meinen Sohn. Er war damals in einem französischen Hafen, ich weiß nicht welchem, und ich weiß auch nicht, was sie in ihm gesagt haben kann. Ich glaube, er hat sie in ihrem Kloster besucht.

Liszt ist also schon in Rom zurück. Ich glaubte ihn noch in St. Tropez. Ich habe viele Freude an dem Wiedersehen gehabt, er ist so bestechend liebenswürdig, wenn er ganz er selbst ist, ohne etwas vorstellen zu wollen, daß ich ihn ganz entzückend gefunden habe.

Die Damen Erard[1], Spontini[2], Scheffer[3] und ihre hübsche Nichte hatten mich gebeten, sie auf dem Schlosse La Muette[4] zu besuchen und ihnen Othello von Shakespeare vorzulesen, den sie noch nicht kannten. Das Auditorium war ganz erschüttert, ich habe so viel Kraft gehabt, die 5 Akte vorzulesen ohne heiser zu werden,

[1] Witwe des ausgezeichneten Klavierbauers.
[2] Geb. Erard, Witwe Gasparo Spontinis, des Komponisten.
[3] Witwe des Malers Ary Scheffer.
[4] Besitztum der Familie Erard in Passy-Paris.

ohne zu husten, ohne zu ersticken. Wahrlich, es ist doch wundervoll, von einer übermenschlichen Erhabenheit; wie hat nur ein Geschöpf unserer Gattung etwas derartiges zustande bringen können! . . .

Leben Sie wohl, fromme Seele. Der Ihrige

H. Berlioz.

XLVI.

Paris, 20. März 1865.

Teure Fürstin,

Wie gütig von Ihnen, mir zuvorzukommen, mir, der ich Ihnen schon so lange hätte schreiben müssen. Ich bin immer krank und zuweilen muß ich acht Tage zu Bett bleiben. Aber Gott sei Dank, „die großen Schmerzen des Herzens" quälen mich nicht mehr. Frau F . . . hat die Güte, mir häufig zu schreiben und ihre Briefe versetzen mich immer in den 7. Himmel des Entzückens, so kurz und traurig sie auch sind. Was die meinigen betrifft, so sind sie so zurückhaltend, wie möglich. Ich werde im Monat August nach Genf gehen und Frau F . . . besuchen. Sie hat mir ihren Sohn und ihre Schwiegertochter geschickt, die vierzehn Tage in Paris bleiben wollen. Diese Überraschung war für mich um so ergreifender, da der junge Mann seiner Mutter, als sie noch jung war, außerordentlich ähnlich sieht. Er ist das lebendige Ebenbild von Fräulein Estelle mit achtzehn Jahren, ganz ihre strahlende Schönheit, es fehlt nur die außerordentliche Anmut . . .

Es geht mir also in dieser Beziehung, zur Beruhigung Ihrer fürsorglichen Freundschaft sei es gesagt, so gut wie es den Umständen nach nur möglich ist. Aber die Langeweile und das physische Unwohlsein sind schrecklich. Ich schreibe Ihnen nichts mehr über die kleinen Vorgänge in meiner musikalischen Welt. Ich interessiere mich kaum noch dafür. Man führt jetzt manches von mir auf in St. Petersburg, Berlin, Wien, Kopenhagen, New-York, Bordeaux, selbst in Paris. Die kleinen Bosheiten der Intriganten sind jedoch in Paris im Gange, ohne daß ich es immer weiß. Ich gebe gar nicht mehr Acht darauf. Das ist Alles so dumm.

Haben Sie das Buch des Kaisers[1] gelesen? Ich habe es mir noch nicht verschaffen können. Der Kaiser ist wahrhaft bekümmert über den Tod seines Bruders, des Herzogs von Morny. Es ist ganz gut, daß auch gekrönte Häupter einmal erfahren, was solche Schmerzen bedeuten.

Ich stecke seit zwei Monaten bis zum Halse in meinen Angelegenheiten. Ich lasse meine Memoiren drucken, welche ich ein wenig erweitert und sehr retouchiert habe, seitdem Sie sie gelesen haben. Es gibt einen ansehnlichen Oktavband von 550 Seiten.[2] Ich sehe, wie nötig es ist, selbst den Druck zu leiten. Tausend Einzelheiten wären unter einer anderen Leitung verloren gegangen. Es werden 1200 Exemplare abgezogen, die aber erst mehrere Jahre nach dem Tode des Verfassers in den Handel gebracht werden sollen. Es wird wohl ganz gut geschrieben sein. Aber vom philosophischen Standpunkte aus ist es doch nur ein Sturm im Wasserglas. Ich habe als Motto folgende Verse von Macbeth genommen:

Life 's but a walking shadow; a poor player,
That struts and frets his hour upon a stage,
And then is heard no more; it is a tale
Told by an idiod, foul of sound and fury,
Signifying nothing.
.....

Haben Sie den Bericht über die Entdeckung gelesen, welche man vor nicht langer Zeit an dem Ufer des Mississippi in einem Tale, genannt das schlimme Land gemacht hat? Man hat dort ganze Berge von Knochen vorsintflutlicher Tiere gefunden, welche durch diese große Katastrophe getötet sind und dort aufgehäuft lagen. Keine dieser Rassen existiert mehr mit Ausnahme des Rinozeros. Welch ein ruhmreicher Überlebender!

Wer von uns könnte sich wohl rühmen, ein Rinozeros zu sein?

Leben Sie wohl, teure Freundin. Tausend herzliche Grüße an Liszt.

H. B.

[1] »Histoire de Jules César«, I. Paris, 1865.

[2] 1870 Paris, Michel Lévy erschienen.

XLVII.

Teure Fürstin, bewunderungswürdiges Herz! Ich danke Ihnen für das Interesse, welches Sie an meinen intimsten Empfindungen nehmen, die Ihnen lächerlich erscheinen könnten, und die Sie doch mit einem so nachsichtigen Auge prüfen. Glauben Sie mir, teure Fürstin, diese Nachsicht von Ihrer Seite verdoppelt in mir die Zuneigung, welche ich für Sie hege. Aber warum schreiben Sie mir: „Dauert es noch fort?" Sie hatten also geglaubt, daß es sich um ein Irrlicht handelt, wie es Nachts auf den Sümpfen herumtanzt! O nein; meine Kindheit, meine Jugend, meine ersten Eindrücke, meine Gefühle für das Unendliche sind es, die dabei ganz wieder aufleben ... Ich liebe sie noch, als ob sie ein junges schönes Mädchen wäre. Manchmal wage ich gar nicht, ihr zu schreiben, aus Furcht, sie zu ermüden, indem ich sie zu einer Antwort veranlasse. Ich kenne nur zu gut die Verlegenheit, welche diese Antworten ihr bereiten müssen. Sie empfindet nicht das, was ich empfinde; und überdies hat sie eine gewisse Furcht, an mich zu schreiben (sie hat es mir selbst gestanden), daher habe ich ihr seit einem Monat auch nur zwei Zeilen geschrieben. Aber in der letzten Woche hielt ich es nicht länger aus. Ich kaufte einen schönen Veilchenstrauß, ließ ihn in eine Schachtel legen und habe ihn ihr geschickt ohne ein Wort dabei. — Das hat mir sehr wohl getan und ich zweifle nicht, daß meine Blumen willkommen waren. Sie ist auch die Ursache gewesen, daß ich meine Memoiren drucken ließ. Sie machte mir eines Tages Vorwürfe wegen des von mir gefaßten Entschlusses, nichts mehr zu tun und sagte schließlich: „Ich hoffe, daß Sie eine Ausnahme mit Ihren Memoiren machen und sie bald drucken lassen. Ich bin ein wenig Evastochter und gestehe, ich möchte vor meinem Tode Ihr Leben kennen lernen." Darauf habe ich sofort mein Manuskript dem Drucker übergeben. Es befindet sich darin ein Bericht über meine letzten zehn Jahre, ein längerer Brief über meine Musik und deren Aufführung, den ich an Jemand gerichtet hatte, der Notizen von mir verlangt hatte, um eine Biographie von mir zu schreiben; ferner eine Menge von Einzelnheiten, welche ich episodisch den Kapiteln, welche Sie kennen, hinzugefügt habe. Aber, teure Fürstin, teure Freundin, ... nun seien Sie

einmal gut; ich habe ihr versprochen, daß nur ein einziges Exemplar von der Auflage entnommen und ihr anvertraut werden würde. Ich muß ihr mein Wort halten und daher muß ich Ihnen abschlagen, um was Sie mich gebeten haben. Sagen Sie nicht: „Das ist schlecht!", im Gegenteil, es ist gut. Sie kommen in dem Nachwort vor, über Sie habe ich nur kurz die Wahrheit gesagt. Ich habe auch berichtet, daß Sie in Weimar darauf bestanden hätten, ich müßte die Trojaner schreiben.

Was dies Werk betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß die große Partitur noch nicht veröffentlicht ist. Der Herausgeber wartet immer darauf, daß ich ihn auf dem Rechtswege dazu zwinge. Sie willigen jetzt also ein, daß sie Ihnen gewidmet wird? Sie hatten nein gesagt, aber doch nur pro forma. Sie wissen, daß ich gewisse Verschleierungen nicht begreifen kann.

Es wird nun so kommen: Wenn der Herausgeber sich nicht entscheiden kann, so werde ich mich entscheiden, ihm behilflich zu sein, sich zu entscheiden, und dann müssen Sie sich auch entscheiden, daß ich Ihren Namen an die Spitze des Werkes setzen darf. Aber möglich ist es, daß es sich noch hinzögert.

Der Druck der Memoiren, der mich allein angeht, wird in ärgerlicher Weise verschleppt. Es werden zweiunddreißig Bogen werden und zwölf sind erst fertig, in diesem Monat sind nur zwei gedruckt worden. Ich werde daher wohl nicht einmal bei meinem nächsten Besuche der Frau F... den Band bringen können. Und ich bin so krank, so niedergeschlagen und fürchte, daß mir der Tod vorher noch einen Streich spielt! ...

Ich bin sehr weit davon entfernt, auch nur im geringsten in die Versuchung zu kommen, Musik zu schreiben oder sonst etwas. Es ist schade, Sie haben ganz recht, ich könnte ihr jetzt etwas Schönes vorsingen. Denn ich glaube an den Ausspruch, mit dem meine Memoiren schließen: „Die Liebe kann keine Vorstellung von der Musik geben, wohl aber die Musik von der Liebe. Aber warum wollte man sie trennen? Sie sind die beiden Flügel der Seele."

Ich verlasse Paris erst im September in der Hoffnung, daß der verwünschte Drucker bis dahin fertig wird. Die geringste Ortsveränderung ist jetzt für mich gefährlich. Ich machte kürzlich

meinem Sohn in St. Nazaire einen Besuch. Er war von Mexiko zurückgekehrt, konnte aber keinen Urlaub bekommen. Ich mußte dort drei Tage im Bette zubringen, habe die ärgsten Schmerzen ausgestanden, und mußte mich beeilen, heimzukehren.

Leben Sie wohl, teure Fürstin, seien Sie nicht böse, Sie wissen sehr wohl, daß ich recht habe.

Ihr ganz ergebener

23. April 1863. H. Berlioz.

XLVIII.

Teure Fürstin.

Hier ist die Widmung, welche auf unsre Partitur gesetzt werden soll. Ich danke Ihnen für Ihren schönen, guten Brief. Ich kannte schon Liszts Entschluß.[1] Ich halte mich gar nicht darüber auf, Ihrer Ermahnung bedurfte es nicht. Ihre Vermutungen über das Nachwort zu den Memoiren sind auch unbegründet. Es befindet sich in dem Bericht über meine letzten zehn Jahre kein einziges Wort über Wagner, über Liszt oder über die Zukunftsmusik. Es ist nicht möglich, Ihnen die einzelnen Bogen, getrennt vom Buche zu schicken; aber ich werde mir die Erlaubnis erbitten, Ihnen das Buch selbst zu leihen, wenn es fertig ist.

Ihr ganz ergebener

Paris, 11. Mai 1865. H. Berlioz.

An die Fürstin Carolyne von Wittgenstein.

Erinnern Sie sich, gnädige Frau, der Worte, die Sie eines Tages in Weimar an mich gerichtet haben? Ich hatte von meinem Wunsche gesprochen, eine große lyrische Komposition nach dem zweiten und vierten Buche der Äneide zu schreiben. Gleichwohl, fügte ich hinzu, würde ich mich wohl hüten, es zu tun, da ich nur zu gut wüßte, wieviel Ärger mir ein solches Werk notwendigerweise in Frankreich verursachen würde, zu einer Zeit, wie die unsrige, bei der Niedrigkeit unserer literarischen und musikalischen Neigungen.

[1] Liszts Annahme der niederen Priesterweihen, die am 25. April 1865 in Rom erfolgt war.

Sie haben mir dann verboten, ſolche Furcht zu hegen. Im Namen meiner Künſtlerehre haben Sie mich aufgefordert, den Plan auszuführen und mir gedroht, Sie würden mir Ihre Achtung entziehen, wenn ich es nicht täte.

Ich habe die Trojaner geſchrieben.

Ohne Sie und ohne Virgil würde dieſes Werk alſo nicht exiſtieren.

Sie haben, als Sie mich in den Kampf ſchickten, wie jene Spartanerinnen geſprochen, welche ihren Söhnen den Schild reichten mit den Worten: „Kehre mit ihm zurück oder oben drauf!“ Ich bin zurückgekehrt ... blutend und ſchwach ... mit dem Schilde.

Auch mein Werk iſt während des Kampfes ſchwer verletzt worden. Ich war ſtark genug, die Wunden zu heilen. Es iſt jetzt ganz hergeſtellt. Es trägt mit Recht dieſe Votivinſchrift: Divo Virgilio. Darf es nicht auch Ihren Namen tragen?

Ich lege es nieder zu Ihren Füßen.

Möge es leben unter ſeinem doppelten Protektorat.

Paris, 10. Mai 1865. Hector Berlioz.

XLIX.

Teure Fürſtin,

Ich habe Ihnen die Widmung zu den Trojanern geſchickt, ohne ſie genügend durchzuſehen.

Haben Sie die Güte, das angefangene Blatt durch dasjenige zu erſetzen, welches ich Ihnen heute ſende.

Ihr ganz ergebener

12. Mai 1865. H. B.

An die Fürſtin Carolyne von Wittgenſtein.

Erinnern Sie ſich, gnädige Frau, der Worte, die Sie eines Tages in Weimar an mich gerichtet haben! Ich hatte von meinem Wunſche geſprochen, eine große lyriſche Kompoſition nach dem zweiten und vierten Buche der Äneide zu ſchreiben. Gleichwohl, fügte ich hinzu, würde ich mich wohl hüten, es zu tun, da ich nur zu gut wüßte, wiviel Ärger mir ein ſolches Werk notwendigerweiſe in

Frankreich verursachen würde, zu einer Zeit, wo die unsrige, bei der Niedrigkeit unserer literarischen und musikalischen Neigungen.

Sie haben mir dann verboten, solche Furcht zu hegen. Im Namen meiner Künstlerehre haben Sie mich aufgefordert, den Plan auszuführen und mir gedroht, Sie würden mir Ihre Achtung entziehen, wenn ich es nicht täte.

Ich habe die Trojaner geschrieben.

Ohne Sie und ohne Virgil würde dieses Werk nicht existieren.

Sie haben, als Sie mich in den Kampf schickten, wie jene Spartanerinnen gesprochen, welche ihren Söhnen den Schild reichten mit Worten: „Kehre mit ihm zurück oder oben drauf!"

Ich bin zurückgekehrt, blutend und schwach mit dem Schilde.

Das Werk ist, wie ich, während des Kampfes schwer verletzt worden. Ich war stark genug, die Wunden zu heilen. Es ist jetzt ganz hergestellt. Es trägt die Votivinschrift: Divo Virgilio. Darf es nicht auch Ihren Namen tragen!

Möge es leben unter diesem doppelten Protektorat.

11. Mai 1863. Hector Berlioz.

L.

Teure Fürstin,

Vor zehn Tagen ist die Widmung mit der Änderung, welche Sie mir angedeutet hatten und noch einigen andern gedruckt worden.[1] Ich habe die Korrektur durchgesehen, aber seitdem ist es nicht möglich gewesen, zwei Exemplare davon zu erhalten, für die beiden Bände der Trojaner, welche auf diese Ergänzung harren, um abgesandt zu werden. So geht es mit den Sachen in den Druckereien. Ich mußte Ihnen dies mitteilen, denn ich habe alles, was in meinen Kräften stand, getan.

Ich bin so krank, daß ich kaum so viel sehen kann, um Ihnen diese Zeilen zu schreiben.

Ihr ganz ergebener

8. Juni 1867. H. Berlioz.

[1] Der Widmungsbrief wurde nur wenigen Exemplaren des Klavierauszugs beigedruckt.

LI.

Teure Fürstin,

Die beiden Bände der Trojaner sind gestern abgeschickt. Alles war in guter Ordnung. Wollen Sie mich gütigst wissen lassen, ob Sie das Paket erhalten haben.

Ich traue den Eisenbahnen nicht.

Wie geht es Ihnen? Ich werde fortwährend von unablässigen Schmerzen geplagt. Ich kann nicht schreiben.

Ganz der Ihrige

Hector Berlioz.

LII.

Teure Fürstin,

Ich habe von Ihnen einen kurzen, aber reizenden Brief erhalten, der mir von Paris aus nachgeschickt ward und kein Datum trägt. Aus diesem Schreiben sehe ich nicht, ob Sie die Trojaner erhalten haben.

Ich antworte auf Ihre gütigen Fragen. Ich bin immer in demselben Zustande, nur die Nächte sind erträglich, in denen ich Laudanum genommen habe (ich darf es nur selten nehmen). Die hartnäckigen Schmerzen entnerven mich und machen mich ganz stumpf. Ich verdumme mehr und mehr, werde immer gleichgültiger gegen alles, oder doch fast gegen alles.

Ja, ich habe die Generalprobe zur „Afrikanerin“ [1] gesehen, aber ich bin nicht wieder hineingegangen. Ich habe die Partitur gelesen. Das sind nicht Bindfäden, die man dort findet, sondern Ankertaue, und zwar solche, die aus Stroh und Lappen zusammengedreht sind ... Ich bin glücklich, daß ich nicht nötig habe, darüber zu schreiben ...

Mein Sohn ist aus Mexiko zurückgekehrt, aber er kann keinen Urlaub bekommen, um mich zu besuchen. Er wird, wie er sagt, sehr bald zum ersten Kapitän eines großen Schiffes ernannt werden. In diesem Falle würde er in einer guten Stellung und viel reicher sein, als ich.

[1] 28. April 1865 zuerst in der Oper aufgeführt.

Tausend Grüße an Liszt. Sein verändertes Gewand hat hier viel von sich reden gemacht, wie Sie wohl denken können. Jetzt schweigt man, morgen denkt man nicht mehr daran. Übrigens mag man reden oder schweigen, ich glaube, es ist ihm höchst gleichgültig, ob sie schwatzen oder schweigen.

30. Juni 1865. H. Berlioz.

LIII.

Paris, 17. Sept. 1865.

Teure Fürstin,

Sie haben recht, hundertmal recht. Der Brief, den Sie mir vor anderthalb Monaten geschrieben haben, ist einer der herzlichsten, reizendsten, den ich je von Ihnen erhalten habe. Es ist auch ein Brief, auf den ich nur zu gern würdig geantwortet haben möchte, und gerade den habe ich ohne Antwort gelassen. Aber verzeihen Sie mir wegen der unablässigen physischen Schmerzen, die ich seit langer Zeit erdulde. Wohl zwanzigmal bin ich an meinen Schreibtisch hinangetreten, um Ihnen zu antworten, und zwanzigmal ist mir die Feder wieder aus der Hand gefallen. Das kommt davon, wenn man so gut ist. Ich rechnete auf Ihre äußerste Nachsicht, die mir ja nie gefehlt hat. Heute will ich nun durchaus Ihnen antworten und Sie werden das Unzusammenhängende meines Briefes entschuldigen.

Alles, was Ihr Brief von heute Morgen an musikalischen Bemerkungen enthält, erscheint mir durchaus richtig. Ich gehe aber nicht auf dieses Gebiet ein, das würde mich zu sehr ermüden und kann Sie kaum interessieren. Ich komme eben zurück von einem Ausflug nach Genf, Grenoble und Vienne.

Mein Besuch in Genf hatte den Erfolg, daß ich von meinen Schmerzen während zweier Tage gründlich befreit wurde. Ich weiß nicht, wie ich meinem lieben Arzt und seinem magnetischen Einfluß auf mich genügend zu verehren imstande wäre. Aber ach! das war von kurzer Dauer. Inmitten dieses traurig kurzen Rausches habe ich Sie nicht vergessen. Ich habe sogar die Erlaubnis erhalten, Ihnen ein Exemplar der Memoiren zu schicken. Dieser

Band würde schon nach Rom geschickt sein, wenn ich nicht befürchten müßte, daß er wegen zweier darin enthaltenen Stellen, die übel klingen, von der römischen Zensur konfisziert würde. Sagen Sie mir, was kann man tun, um sich diesem Unfall nicht auszusetzen.

Wir haben lange Spaziergänge am Ufer des Sees gemacht. Man schalt mich wegen meines Mangels an Resignation. Von Traurigkeit übermannt bin ich wieder abgereist. Seitdem habe ich einen Brief erhalten, der mich wieder aufgerichtet hat.

Was wollen Sie? Ich kann mich nicht zufriedengeben mit dem Leben. Ich fühle wohl, wie ungerecht und undankbar ich bin. Zumal wenn man eine solche Freundin hat wie Sie . . .

Ich bin erfreut zu hören, daß das neue Werk von Liszt sofort Verständniß gefunden hat,[1] mehr noch, daß es ihm Freude bereitet hat. Es kommt mir so vor, als ob die Ereignisse der musikalischen Welt sich jetzt unten im Grunde eines Brunnens abspielten. Von Zeit zu Zeit lehne ich mich über den Rand und horche auf das, was dort unten vor sich geht. Man kann das Textbuch zu den Trojanern nicht an der Spitze der Partitur abdrucken, weil es Eigentum von Michel Levy ist, der dem Herausgeber der Musik nicht gestatten würde, es zu benutzen. Sonst hätte ich zu Ihrer ganz richtigen Bemerkung keine Veranlassung gegeben.

Übrigens werden Sie in den letzten Kapiteln der Memoiren (diese Kapitel kennen Sie noch nicht) die ganze Geschichte dieses Werkes finden und noch andere weit traurigere Dinge.

Leben Sie wohl, teure Fürstin, ich bin ganz außer Atem vom Schreiben und muß mich hinlegen.

Der Ihrige H. Berlioz.

[1] Liszts „Heilige Elisabeth" hatte im August 1865 beim ersten ungarischen Musikfest in Budapest ihre erste Aufführung und eine begeisterte Aufnahme erlebt.

LIV.

Paris, 24. Nov. 1865.

Teure Fürstin,

Genau dasjenige, was ich nach Ihrer Ansicht tun sollte, ist bereits geschehen. Ich komme von der Marquise von Bloqueville[1] und habe ihr den Band übergeben, der morgen abgeschickt wird. Die Marquise ist anmutig, natürlich, reizend, gerade so wie sie sein müßte, um unsre Freundin zu werden. Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht an eine alberne Person verweisen würden. Sie hat mich zum Diner eingeladen und ich habe nicht die Taktlosigkeit gehabt, es abzulehnen. Ich bin nicht eher zu ihr gegangen, weil ich in allen diesen letzten Tagen viel zu leiden hatte. Aber heute früh, dank dem Laudanum, welches ich in der Nacht genommen hatte, sind die Schmerzen nicht wiedergekommen. Die Sonne ging strahlend auf, das Wetter ist sehr angenehm, der Himmel herrlich blau. Da habe ich gesagt, jetzt gehts; wenn ich ein gutes Pferd treffe (denn ich hasse die Schindmähren jeder Art), so eile ich zum Quai Voltaire. Da ich nun in etwa zwei Stunden meinen Besuch machen werde, so beeile ich mich, Ihnen vorher noch guten Morgen zu sagen.

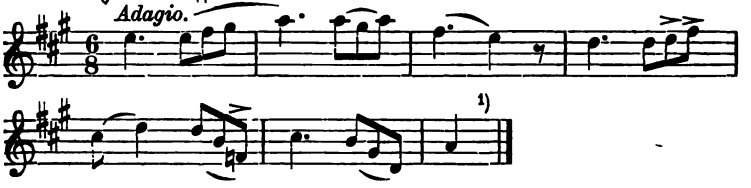
In diesem Augenblicke habe ich gar keine Schmerzen, gerade so wie der brave Bilboquet, wenn er anderen Zähne auszog. Ich erstaune selbst darüber. Ach der liebe Gott ist doch sehr gut . . . in diesem Augenblicke. Aber wenn er sich damit amüsiert, einen zu quälen, dann wird man dumm, stumpf, anspruchsvoll, viel mehr als gewöhnlich und dann darf man auch nicht an Leute von Geist schreiben. Die würden nicht verfehlen, obendrein noch gar darüber zu spotten, wenn sie solche Briefe erhielten.

Sie werden mir sagen: „O, ich spotte nicht". Jedermann spottet gerne! Freilich Sie sind nicht „Jedermann". Ihre Briefe sind eine Wohltat für mich . . . der letzte war ganz entzückend. Und dann sind Sie auch garnicht ungehalten, wenn ich längere Zeit nichts von mir hören lasse, was oft genug vorkommt; Sie verzeihen mir stets so freundlich. Verzeihen ist gar nicht leicht! Es gibt Leute, die aus Gleichgültigkeit verzeihen, andre tuen es aus Groll

[1] Französische Schriftstellerin, Tochter des Marschalls Davoust.

(die ſind ſo langweilig), einige aus Stupidität, aber es gibt auch gute, geiſtreiche Menſchen, wie Sie; die verzeihen mit Geiſt und Güte. Ich antworte jetzt auf Ihre Fragen. Ob ſie mir ſchreibt? Gewiß, das verſteht ſich, wovon ſollte ich denn leben? Was das betrifft, daß ich ſie beſingen ſollte, ſo ſinge ich überhaupt nicht mehr. Ich habe die Stimme verloren. Sie verſteht auch meine Sprache nicht, ich ſagte ihr kürzlich: „Wie ſchade, daß Sie keinen Sinn für Muſik haben! ich hätte ſonſt einige von dieſen ſprechenden Sätzen an Sie gerichtet, die ich von Ihnen vor langer Zeit empfangen habe zu einer Zeit, als Sie weit davon entfernt waren an mich zu denken".

Wie zum Beiſpiel:



Nehmen Sie dieſen Händedruck als Dank für die Geduld, mit der Sie mich anhören! Wie viele andre Frauen würden mich zum Teufel ſchicken mit meinen Konſidenzen!

Yours for ever H. Berlinz.

LV.

Paris, 11. Januar 1866.

Teure Fürſtin,

Ich wollte Ihnen in allen dieſen Tagen antworten, wurde aber immer wieder verhindert. Ich bin immer krank und muß ſtets zu Bett bleiben. Ich benutze heute Abend einen Augenblick, wo die Schmerzen nachgelaſſen haben, um Ihnen für Ihre beiden Briefe zu danken. Der letzte hat mich ſehr gerührt. Gewiß, der Band gehört Ihnen, denn ich weiß, daß Sie ihn nicht aus den Händen geben werden. Aber geben Sie ſich nicht die Mühe, mir eingehender

[1] Der „Liebesſzene" aus der 1838 von Berlioz komponierten dramatiſchen Symphonie »Roméo et Juliette« entnommen.

über das Buch zu schreiben. Das würde ja so aussehen, als ob Sie in Rücksicht auf mich sich zu einem Feuilleton verpflichtet erachteten ... unnötige Mühe ... Sie haben mir ja schon so viele schöne Dinge geschrieben ... Ihren Namen[1] kann ich Ihnen nicht nennen, ich weiß, daß ihr das nicht lieb sein würde, verzeihen Sie mir. Sie hat mir schon einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich einige ihrer Briefe abdrucken ließ, obgleich ich ihren Namen nicht genannt habe. Ich hüte mich sehr, auf diese Bescheidenheit, die im Verborgenen bleiben will, einen Lichtstrahl fallen zu lassen ...

Sehen Sie, ich schreibe wie ein Pedant, der Kopf brummt mir, ich höre auf; ich hätte Ihnen viel noch zu sagen.

Ihr ganz ergebener H. Berlioz.

LVI.

Paris, 30. Januar 1866.

Teure Fürstin,

Sie haben die Bedeutung meines Ausdruckes „Feuilleton" nicht richtig erfaßt. Das, was Sie zutreffend gerechtfertigt haben, ist von mir nicht damit gemeint gewesen. Ihr Brief ist ganz klar, auch sonst vorzüglich, freundschaftlich und in jeder Beziehung reizend. Und doch, verzeihen Sie, wage ich nicht, den, welchen Sie mir für Frau F ... anvertraut haben, ihr zu schicken. Ich fürchte sie in Verlegenheit zu setzen, sogar sie zu erzürnen und sie dazu zu bringen, daß sie bedauert, mir erlaubt zu haben, Ihnen den Band zu schicken. Wenn ich sie besuche, so kann ich vielleicht herausfühlen, ob ich ihr doch den Brief geben darf. Beim Plaudern sieht man besser, wie die Sachen stehen ... Aber ich weiß nicht, wann ich dazu komme, sie zu besuchen; ich bin zu krank und ich will nicht traurig sein, wenn ich bei ihr bin. Sie würde darüber erstaunen und betrübt sein.

Ich habe von der Frau von Bloqueville gehört, daß Sie große Sorge gehabt haben wegen der beiden Ihnen so teuren Kinder;[2]

[1] In Berlioz' „Memoiren" blieb Mad. Forniers Name ungenannt.

[2] Zwei Enkel der Fürstin, die Prinzen Konrad und Philipp Hohenlohe, waren an der Lungenentzündung schwer erkrankt.

ich hoffe, daß die beiden armen Kleinen jetzt ganz wieder hergestellt sind. Warum hatten Sie es mir nicht mitgeteilt.

Interessieren Sie sich noch ein wenig dafür, was in der Pariser Künstlerwelt vor sich geht! Ponsard hat mit seinem Schauspiel Le lion amoureux im Théâtre-français großen Erfolg gehabt; Bressant[1] ist ausgezeichnet in der Hauptrolle. Ponsard ist sehr vergnügt darüber, stirbt aber darum doch nicht weniger bald an einem Unterleibkrebs. Er kennt seinen Zustand nicht, aber jedermann weiß es. Er ist ein Dichter aus der Schule von Casimir Delavigne,[2] ein Halbdichter von viel Talent, aura mediocritas.

Carvalho will die Armida[3] im Théâtre lyrique aufführen, er hat mich beauftragt, die Proben des Meisterwerkes zu leiten. Ich habe Frau Charton, die nichts von ihrer erhabenen Rolle verstand, schon tüchtig arbeiten lassen. Nun kommt aber die Opéra und der Minister und machen uns Schwierigkeiten. Die Opéra will und kann die Armida nicht aufführen, aber sie will auch nicht, daß ein anderes Theater sie aufführt. Immer nur „die Afrikanerin" und „der Gott und die Bajadere",[4] und wieder „die Afrikanerin", und dann diese Reklame, so heftig, hartnäckig, unermüdlich, aufreizend, toll und dumm. Wohin fliehen, um ihr zu entgehen! Ich glaube, selbst in der Eskimohütte würde man sie noch antreffen.

Was Geld anlangt, so kann ich Ihnen mitteilen, daß der Minister die Gehaltssätze des ganzen Personals am Konservatorium gesteigert hat; das meinige (Bibliothekar) betrug 1400 Frs. jährlich, jetzt 2800 Frs. Sie lächeln zwar, aber für mich ist es eine große Hilfe. Das ersetzt mir sehr reichlich das verwünschte Feuilleton, welches ich aufgegeben habe. Ach, wenn man nur zweihundert Jahre am Leben bliebe, so würde man zuletzt ganz reich, weise, berühmt und vielleicht sogar jung werden, wer weiß! Nur eine

[1] Prosper B., gefeierter französischer Schauspieler (1815—1886), gehörte von 1864 bis zu seinem Rücktritt 1875 dem Théâtre français an, auch lehrte er am Pariser Konservatorium.

[2] Französischer Dichter (1793—1843).

[3] Von Gluck.

[4] Aubers 1830 zuerst aufgeführte Oper war am 22. Januar 1866 in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin wieder aufgenommen worden.

aufrichtige und tiefe Zuneigung kann sich nicht vermehren, weil das unmöglich ist. Ihr ganz ergebener

H. Berlioz.

LVII.

Teure Fürstin,

Ich erscheine als sehr schuldig wegen meines langen Schweigens. Ich habe keine andere Entschuldigung als die Schmerzen, die ich beim Schreiben empfinde. Ohne es zu ahnen, haben sie mich gestraft. Ihr gestriger Brief hat mir recht weh getan. Ihre Zweifel wie auch Ihre Versicherungen haben mich verletzt. Warum sollte ich Ihnen böse sein? Wie sollte ich Ihnen wohl böse sein? ... Aber nochmals, das Schreiben ist für mich eine solche Anstrengung, daß ich nach Genf nicht wie gewöhnlich schreiben kann, ohne mich zu schämen, und daß ich Frau ... bitten muß, die Inhaltslosigkeit meiner Briefe zu entschuldigen, wenn ich nicht etwa in den leidenschaftlich heftigen Stil hineingerate, der auch ihr mißfällt und sie in Verlegenheit setzt. Sie hat mir gedankt, daß ich ihr den Brief nicht geschickt habe, den Sie mir für sie anvertraut hatten, und daß ich ihr die Verlegenheit einer schwierigen Antwort erspart habe.

Ich gehe im nächsten Monat nach Genf. Ich habe das Bedürfnis, sie zu sehen. Diese Art von Schmerz ist unentbehrlich für mich. Ich habe kein anderes Interesse an meinem Leben. ...

Sie haben mir da bezüglich der Musik eine paradoxe Theorie über Aszendenten und Deszendenten aufgestellt, welche für mich,[1]

[1] Das von der Fürstin Gesagte bezieht sich augenscheinlich auf Berlioz' feindselige Haltung bei Aufführung von Liszts Graner Messe, zu der der Komponist im März 1866 nach Paris gekommen war. Deren Aburteilung im »Journal des Débats« hatte Berlioz an seiner Statt seinem gleichgesinnten Freunde Joseph d'Ortigue übertragen, und dieser Stellvertreter — ebenfalls ein sogenannter „alter Freund" Liszts — verstieg sich betreffs der Messe zu dem biblischen Citat: »Transeat a me calix iste!« Berlioz selbst bezeichnete in einem Briefe an Humbert Ferrand die Messe als eine „Verneinung der Kunst", und bei Anhören einer symphonischen Dichtung Liszts verließ er die

nehmen Sie mirs nicht übel, eine handgreifliche und verleumderische Absurdität enthält. Es ist so, als ob Sie mich in philosophischer Ruhe beschuldigten, ein Lügner und ein Dieb zu sein. Das hat mich empört. Ich bewundere mehrere Werke der Neueren, und ich verabscheue von ganzen Herzen viele berühmte Vorgänger, die Unschönes und Falsches hervorgebracht haben, alte Ganymede, die unter dem Namen Nektar ihr ganzes Leben lang lauwarmes Wasser verzapft haben. Die Zeit, das Zeitalter, die Nationalität, das Lebensalter, alles das ist mir völlig gleich. Ich könnte Ihnen das leicht beweisen. Aber lassen wir doch solche den Bedürfnissen einer Streitfrage angepaßten Systeme beiseite, da könnte man ebensogut über Theologie streiten.

Sie hatten die Güte, mich zu fragen, was ich tue, denke und lese. Ich tue nichts als meine beständigen Schmerzen und meine unergründliche Langeweile ertragen. Ich frage mich Tag und Nacht, ob ich unter großen oder unter geringen Schmerzen sterben werde. Denn ich bin nicht töricht genug zu glauben, daß ich ohne Schmerzen sterben könnte. Gewisse Lebewesen freilich verlöschen ganz sanft. Aber die sind so selten, daß das Wesen, welches sie den lieben Gott nennen, ihnen diese Gunst ganz ausnahmsweise deshalb gewährt zu haben scheint, um desto deutlicher an allen anderen seine Ungerechtigkeit und Härte zu zeigen.

Ich lese alte Schmöker der Lesekabinette. Sonnabends gehe ich frühzeitig ins Institut und bringe dort vor der Sitzung eine ziemlich lange Zeit in der Bibliothek zu, um Notizen aus der Biographie universelle zu lesen. Was die berühmten Männer, die nicht Künstler sind, betrifft, so beginne ich ihrer müde zu werden. Diese armseligen kleinen Schurken, die man große Männer nennt, flößen mir einen unwiderstehlichen Abscheu ein. Cäsar, Augustus, Antonius, Alexander, Philipp und Peter und all die andern sind doch nichts als Banditen. Und dann widersprechen die Biographen einander noch, man sieht deutlich, daß sie in keinem Punkte sicher sind und daß sie gar nichts wissen.

Salle Erard, da ihm „Liszts Musik als das Gegenteil von Musik" erschien, Vergleiche La Mara „Liszts Briefe an die Fürstin C. Sayn-Wittgenstein" IV. Teil, Nr. 46, 331, 344, 438.

Wenn ich bedenke, daß ich gewisse Begebenheiten, gewisse charakteristische Einzelheiten meines eigenen Lebens vergessen habe, so frage ich mich, wie eine fremde Feder wohl imstande sein könnte, in einer Entfernung von zweitausend Jahren sie in dem Leben von Männern aufzuspüren, welche der Schriftsteller weder gesehen noch gekannt hat. Die Geschichte ist eine Täuschung wie so manche andere als feststehend erachteten Dinge.

Und dann erst der Krieg![1] Gewiß davon muß man jetzt sprechen. Sprechen wir von diesen hunderttausenden von Blödsinnigen, die einander erwürgen, zerreißen, einander auf kurze Entfernung niederknallen, die voller Wut in Schmutz und Blut umkommen, nur um drei oder vier Lumpenhunden zu gehorchen, die sich wohl hüten, selbst zu kämpfen, und ohne den Sinn und Zweck zu verstehen, weshalb man sie zur Schlachtbank führt.

Horaz sagt: »Quidquid delirant reges plectuntur Achivi.«

Was gäbe ich darum, wenn ein Planet von nur hundert Meilen Umfang mit dem unsrigen bei einer großen Schlacht zusammenstieße und alle diese kleinen Ungeheuer, die einander erwürgen, zur Raison brächte, indem er sie zerquetschte! Welch ein Brei! Und das mit Recht! Da würde sich die Gleichgültigkeit des Schicksals in ihrer ganzen Erhabenheit zeigen! Zur Zeit der Sintflut hat sich das mit anderen Geschöpfen wirklich zugetragen. Man hat den Beweis dafür vor nicht langer Zeit an den Ufern des Mississippi gefunden in einer seltsamen Gegend, die man „das schlechte Land" benannt hat. Aber diese unzähligen Tiere sind nur ertrunken in Wasser und Schmutz. Ich möchte aber eine Zermalmung haben, sodaß nichts übrig bliebe als ein roter Klex, wenn der Planet vorübergezogen wäre, wie wenn man einen Ameisenhaufen zerquetscht.

Leben Sie wohl, teure Fürstin, ich schreibe Ihnen von meinem Bette aus. Ich bin ermüdet, ich will wieder schlafen, wenn es möglich ist.

Ihr ergebener

12. Juli 1866. H. Berlioz.

[1] Der preußisch-österreichische Krieg.

LVIII.

Paris, 11. Oktober 1867.

Fürstin,

entschuldigen Sie, daß ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe. Ihr Brief war in Paris geblieben, während ich im Bade von Néris und in Vienne bei meinen Nichten war. Ich zweifle nicht an Ihrer Teilnahme bei meinem Kummer.[1] Das war ein Schmerz, wie ich ihn noch nicht erlebt habe und den man selbst erfahren haben muß, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Seit diesem schrecklichen Schlage bin ich mehr als je niedergebeugt durch meine alten Leiden; ich muß fast immer zu Bett liegen, ich interessiere mich für nichts mehr und ich lehne fast jede musikalische Beschäftigung ab, die sich mir darbietet.

Trotz alledem gehe ich im nächsten Monate nach Rußland. Die Großfürstin Helene war kürzlich in Paris und hat alles getan, um mich zu bestimmen, nach Petersburg zu gehen und einige Konzerte im Konservatorium zu dirigieren. Die Geldfrage veranlaßt mich zu dieser beschwerlichen Reise; ich werde in jeder Beziehung grausam zu leiden haben, darauf bin ich gefaßt. Aber der Wunsch, etwas besser leben zu können, nötigt mich, diese Anstrengung zu machen und der Routine Trotz zu bieten, welche ich bei den Russen wie überall anderswo zu bekämpfen habe. Die Großfürstin freilich verspricht mir Berge und Wunder. Nun, wenn ich allen diesen zusammentreffenden Schwierigkeiten Widerstand leisten kann ...

Glauben Sie wohl, daß ich zu Ende bin mit meinen Kräften! Und doch habe ich Ihnen erst zwei unbedeutende Seiten geschrieben.

Ich bin gezwungen Abschied zu nehmen und bitte Sie um die Erlaubnis, schlafen zu dürfen.

Ihr ganz ergebener

Hector Berlioz.

[1] Sein Sohn Louis war im Juni 1867 in Havana gestorben.

LIX.

Paris, 27. Oktober 1867.

Teure Fürstin,

Sie wissen nicht, was ein unaufhörlicher physischer und moralischer Schmerz bedeutet, wobei man keinen Augenblick Ruhe hat. Sonst würden Sie nicht erstaunt sein über das, was Sie meine Kälte nennen. Ich weiß gar nicht, wodurch ich Sie verletzt haben könnte. Ich war in das Bad von Néris gegangen; nach Verlauf einiger Tage hat mich der Arzt zurückgeschickt. Die Bäder bekamen mir nicht. Von dort bin ich nach Vienne (Dauphiné) gegangen, wo ich einige Wochen bei meinen Nichten zugebracht habe. Von hier aus habe ich dreimal Ausflüge nach St. Symphorien gemacht, einer kleinen Stadt drei Meilen von Vienne, wo jetzt Frau F . . . wohnt. Diese drei Besuche haben mich jedesmal sehr erfrischt, obgleich Frau F . . . sehr traurig war und wie sie sagte, wünschte, daß ihr langweiliges Leben ein Ende nähme. Sie können sich wohl denken, daß die Erinnerung daran nicht geeignet ist, den schmerzlichen Eindruck des Unglücks, welches mich betroffen hat, zu mildern.

Ich habe mich darein ergeben, die Reise nach Rußland zu machen, weil ich das Geld brauche und in Frankreich nichts verdiene; daher muß ich mich einrichten. Ich werde tun, was die Großfürstin wünscht, die ihr Konservatorium protegiert und klassische Konzerte haben will.

Ich habe aus Meiningen[1] Nachricht von drei Personen erhalten: Einem Deutschen, der mir über die Liebesszene, das Adagio aus Roméo und Juliette geschrieben hat, einem Amerikaner, der beim Feste war, und Gasperini,[2] dem Kritiker, der auch dort war. Ohne das hätte ich nichts darüber gehört. Jetzt ist mir fast alles gleichgültig geworden. Das Abgeschmackte erscheint mir als das wahre Element des Menschen, der Tod das würdige Ende seiner Mission.

[1] Daselbst fand ein Musikfest des „Allgemeinen deutschen Musikvereins“ statt, bei dem Liszt gegenwärtig war.

[2] A. de G., Arzt, französischer Schriftsteller, Anhänger der Liszt-Wagnerischen Richtung.

Ich war bereits ein wenig in dieſer Geiſtesverfaſſung, als ich mich in Wien der jungen Fürſtin, Ihrer Frau Tochter vorſtellte. Daher kommt es, daß ich ihr ſo kalt erſchien, wie Sie mir ſagen. Übrigens fand ich ſie ſo ſehr verändert. So gehts im Leben.

Leben Sie wohl, teure Fürſtin, mein Brief muß Ihnen ſehr lächerlich vorkommen mitten in Ihren römiſchen Aufregungen, die es noch hundertmal mehr ſind. Ich küſſe Ihnen die Hand.

H. Berlioz.

Prof.

Romantiſche Liebe.

Briefe an Frau Eſtelle Fornier.

Herausgegeben

von

Gertrud Savić.

Schon in ganz jungen Jahren wurde Hector Berlioz von dieser Liebe ergriffen, die ihn nie mehr verlassen sollte. Der Rahmen, in dem der erste Akt dieses geheimen Dramas sich abspielte, war das stille malerische Dorf Meylan. Dort wohnte sein Großvater mütterlicher Seite und der Knabe pflegte hier in Begleitung seiner Mutter und Schwestern stets einen Teil des Sommers zu verleben.

In Meylan sah Berlioz zum ersten Mal die schöne Estelle Gautier. In seinen Memoiren schildert er diese Begegnung mit dem jungen Mädchen „in den roten Lederstiefelchen" in rührender Weise.

Seine Liebe für „den Stern der Berge" verließ ihn nie mehr.

„Nein, die Zeit ändert nichts daran" — schrieb er in seinen Memoiren — „andere Neigungen verwischen nicht die Spur der ersten... Ich war dreizehn Jahre alt, als ich sie nicht mehr sah... Zwanzig Jahre später, als ich aus Italien über die Alpen zurückkam, verschleierten sich meine Augen, als ich von ferne Meylan liegen sah und das kleine weiße Haus mit dem alten Turm... Ich liebte sie noch... Bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß man sie verheiratet hatte... Ich war nicht geheilt..."

Das letzte Kapitel seiner Memoiren schließt mit der ausführlichen Erzählung von seiner Begegnung mit Madame Estelle F.... in Lyon und der Wiedergabe mehrerer Briefe, die zwischen ihnen am Ende des Jahres 1864 gewechselt wurden. Berlioz bewahrte sein Lebelang eine tiefe Neigung für die Frau, die er als Kind geliebt hatte. Auf der letzten Seite seiner Memoiren spricht Berlioz davon, daß er ihr zuweilen schreiben, sie ihm antworten wird und er sagt: „Dann wird mein Himmel nicht mehr öde sein."

Dieser Briefwechsel zwischen Hector Berlioz und Madame Fornier wurde von der Enkelin[1] der schönen Estella heilig aufbewahrt, dank

[1] Frau Kitty Fornier, die letzte ihres Stammes, lebt in Paris als hochgeschätzte Porträtmalerin.

deren gütiger Bereitwilligkeit wir im stande sind, diese Briefe in demselben Jahre wiederzugeben; da man den hundertjährigen Geburtstag des Meisters feiert. Gertrud Savić.

I.

Paris 4, rue de Calais.
Freitag, 30. September 1864.

Madame,

Ich hatte die Ehre, Ihnen vor drei Tagen einen langen Brief zu schreiben. Ich nahm mir gleichfalls die Freiheit, Ihnen drei Bände zu schicken. Ich hoffte, daß Sie mich gestern wissen lassen würden, ob Sie alles erhalten haben; aber auch heute bin ich noch ohne Antwort.

Ich bat Sie — und ich bitte noch wieder eindringlich um die Erlaubnis, Ihnen dann und wann schreiben zu dürfen, und um die Versicherung, daß Sie geruhen werden, mir zu antworten. Ferner flehte ich Sie an, mir wenigstens einmal im Jahr einen Augenblick zu nennen, wo Sie mir gestatten wollen, Sie zu besuchen. Sie haben es mir schon in Lyon erlaubt, und sagten mir, um Sie in Genf zu finden, sollte ich nur an der Börse nach Ihrem Sohne fragen. Aber Sie sagen mir nicht unter welchem Titel ich ihn finden kann. Ist er Wechselagent? Sagen Sie mir seine Beschäftigung — und wie kann ich übrigens Nachricht von Ihnen bekommen, wenn ich nicht einmal Ihre Adresse in Genf kenne.

Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, welche Qualen ich seit vierundzwanzig Stunden erdulde, Sie würden Mitleid mit mir haben.

Aber es ist jedenfalls nicht Ihre Schuld, — entweder ging mein Brief verloren, oder Sie sind noch auf dem Lande und mein Brief ist in Lyon liegen geblieben. Ich sende diesen, der größeren Sicherheit halber, an die Schwiegermutter eines meiner Freunde, sie wird Ihnen persönlich diese Zeilen überbringen.

Es ist unmöglich, daß Sie beschlossen hätten, mir mit verachtendem Schweigen zu antworten und mich zu behandeln wie einen Schuft, der Sie beleidigt hat.

Ich kann dem Bedürfnis nicht widerstehen, Sie noch einmal vor Ihrer Abreise in Lyon zu sehen. In wenigen Tagen kann ich mich frei machen und Paris verlassen.

Ein Wort, liebe gnädige Frau, ein einziges Wort. Ich habe Ihnen keine Veranlassung gegeben, mich zu mißhandeln — ich vergehe vor Schmerz.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

II.

Paris, Freitag abend, 20. Januar 1865.

O ja, ich wiederhole es: die Güte ist die Kardinaltugend! Aus Güte haben Sie mich mit so viel Nachsicht aufgenommen in Lyon — aus Güte schreiben Sie mir dann und wann — aus Güte ließen Sie mich Ihren Sohn und seine Frau kennen lernen. Und Ihre erhabene Güte sandte mir heute Morgen Ihr Bild und einen langen, wundervollen Brief, auf den ich nicht gehofft hatte. Aus Güte auch — so hoffe ich — werden Sie später ein wenig Neigung für einen Menschen fühlen, der Ihnen so vollständig ergeben ist, — für den Sie ein lebendes Gedicht sind.

Und weil Sie so unendlich gut sind, so werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen einen Vorwurf mache. Sie tun Unrecht — und das steht nicht im Einklang mit Ihrem Charakter — so harte Ausdrücke mir gegenüber zu wählen, und mir zu sagen, daß gewisse Dinge, die ich Ihnen schreibe, weder wahr noch aufrichtig seien.

Liebe, gnädige Frau — dies wäre sehr schlimm, wenn ich nicht nach der nochmaligen Lektüre Ihres Briefes begriffen hätte, daß die Grausamkeit nur in den Worten lag, — und nicht in Ihren Gedanken!

Wie? es sollte nichts gewesen sein, als eine elende Komödie! Ich hätte schöne Phrasen gemacht wie ein Schauspieler ... wie ... Nein, nein Sie wissen nur zu gut das Gegenteil und gerade Ihre Vorwürfe beweisen es mir.

Sehen Sie, jetzt — jetzt bin ich gezwungen einen Strom zärtlicher, leidenschaftlicher Worte zu unterdrücken — und ich zwinge mich, um Ihnen nicht zu mißfallen ....

„Man" würde solche Ausdrücke lächerlich finden, wenn „man" sie hören würde.

Ach, wenn Sie wüßten, wie ich mein Lebelang dieses „man" bekämpft und verachtet habe?

Genug davon — — Ihr Wille geschehe! ....

Ihr begeisterter Brief hat mir um so wohler getan, als ich seit vierzehn Tagen sehr viel gelitten habe. Ich mußte fast beständig das Bett hüten. Heute Morgen noch wollte ich umgehend Ihren Brief beantworten, aber die bösen Schmerzen, die mich bearbeiteten, haben es nicht erlaubt.

Heute Abend geht es besser und die dritte Lektüre Ihres Briefes hat mich fast geheilt für einige Stunden, ich benutze sie um Ihnen zu schreiben.

Wie süß muß es sein für eine Frau, mit soviel Herz und Geist wie Sie, zu wissen, welch erhabenen Einfluß sie auf eine Seele ausübt, wieviel gutes sie tun, wieviel Glück sie zu schaffen vermag und wieviel Schmerzen sie lindern kann.

Ohne Sie wäre die Welt heute öde für mich und die Kunst füllte sie nicht mehr aus.

Mit Ihnen ist mein Himmel nicht mehr dunkel — Sie sind mein leuchtender Stern — meine Stella.

Ach, ach, da verfalle ich wieder in den verpönten Stil. Verzeihen Sie mir, ich bin unverbesserlich unvernünftig ..... oder vielmehr ich bin unverbessert ..... aber mit Ihrer freundlichen Hilfe muß ich ein anderer werden.

Ich will Ihnen gestehen, daß ich fast verwirrt bin von Ihrem langen Brief, es ist mir, als hätten Sie mich zu reich beschenkt. Ich fürchte, die Anstrengung hat Sie ermüdet. Zehn Zeilen hätten genügt, mich mit Freude zu erfüllen.

Wie Sie schreiben! Welch eine süße Echtheit. (O, nicht immer süß.) Welch reine Vernunft, welch natürlicher Stil!

Stellen Sie sich mein Entzücken vor, als ich dies entdeckte.

Als ich zu Ihnen kam, um Sie zu sehen, da kannte ich Sie

nicht von dieſer Seite. Wie ſchrecklich, wenn Sie eine gewöhnliche, dumme Frau geweſen wären, wie es deren ſoviele gibt.

Was wäre daraus für mich entſtanden? Wer kann es wiſſen? Ich will nicht daran denken.

Und nun dieſer Zauber, dieſes verhaltene Entzücken, das ich fühlen werde, wenn ich nach Genf komme, um Sie zu ſehen und ſchöne Tage es uns ermöglichen, gemeinſame Spaziergänge zu machen.

Ich werde Ihnen Shakeſpeare vorleſen, von tauſend Dingen werden wir reden, von denen ich ſonſt nur mit wenigen Menſchen ſprechen kann, — Sie verſtehen, Sie fühlen, Sie erraten, weil weder Ihr Geiſt, noch Ihr Herz, je durch die Kleinlichkeiten dieſer kleinlichen Welt verwirrt worden ſind. Nun weiß ich es ..... ich brauchte nicht lange, um Ihr Inneres klar zu ſehen. Ich halte einen Augenblick inne .... die Begeiſterung übermannt mich .... die Freude überwältigt mich .... denn Sie ſind meine Freundin — wenigſtens in einem Sinne. Sie lieben mich nicht, aber ich liebe Sie — Sie wiſſen es — Sie hätten es immer ignorieren können, aber Sie dulden es.

O! nie mehr ſolche Grauſamkeit, nicht wahr? Sie wiſſen ja, ich mache Fortſchritte — ich kühle ab .....

Warten Sie, ich will Ihnen von dem Abend erzählen, den ich in der vergangenen Woche in den Tuileries verlebte — ſtehend in der Uniform der Akademie von neun Uhr bis Mitternacht. Man tanzte einer auf dem andern. Zwei Ballſäle — zwei raſende Orcheſter. Eine Maſſe häßlicher Frauen, ein Gedränge von Männern, alle mehr oder minder dekoriert. Eiferſüchtige Blicke im Vorübergehen, von denen, die nur ein Kreuz beſaßen, auf die, welche fünf oder ſechs hatten. Unterhaltung mit einigen Gelehrten. Da der Kaiſer nicht erſchien, konnte er mir nicht wie gewöhnlich die Hand drücken. Die Kaiſerin hatte ſich wie ſtets in ihren Sälen ſtreng abgeſchloſſen. Nichtsſagender Abend — verlorene Zeit. Aber man mußte hingehen. Ich war nicht beim Empfang am Neujahrstage erſchienen, ich fühlte mich zu krank — aber der Kaiſer weiß, wer diejenigen ſind, die bei ſeinen Zeremonien fehlen.

Heute ſchickte man mir eine amerikaniſche Zeitung, die einen ſehr

hübschen Artikel enthält über die Aufführung von meiner Ouvertüre „König Lear“ in New-York. Man sandte mir ein Konzertprogramm aus Montpellier, wo man meine Ouvertüre von Waverley gespielt hat (das muß komisch gewesen sein). Übermorgen führt man hier mit dem großen Orchester von Pasdeloup meine Ouvertüre der „Francs Juges“ im Cirque de l'Impératrice auf.

Bei der Generalprobe vorgestern, so sagte man mir, haben die Musiker damit einen großen Erfolg errungen. Man hat in Kopenhagen das Scherzo der Fee Mab aus meiner Symphonie „Romeo und Julia“ gespielt und das dänische Publikum hat ein da capo verlangt. —

Sie sprechen von meinen Memoiren. Ich werde sie drucken lassen, aber nicht, um sie bei Lebzeiten zu veröffentlichen.

Ich finde es nicht passend, daß ich selbst meine Zeitgenossen von gewissen Handlungen und Gefühlen unterhalte. — Aber sobald ich Ihnen ein Exemplar schicken kann, wird es geschehen. Es wird das ein ige sein, welches an der Auflage fehlen wird.

Was soll ich Ihnen sagen? Ich lese zum viertenmal Ihren Brief. Lassen Sie mich Ihre rechte Hand küssen, die ihn geschrieben hat.

Ist es gestattet, daß ich Sie bedaure wegen Ihrer neuralgischen Kopfschmerzen? Sie leiden vielleicht mehr als ich — allein, ich hoffe, es ist nicht so.

Sie glauben, daß Ihr Bild Ihnen gleiche .....

Ja, soweit eine kleine Photographie ähnlich sein kann.

Ich schicke Ihnen die meine, aber in großer Ausführung.

Adieu, Madame. O! daß Sie so fern sind!

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

Nota. — In diesem Augenblick benachrichtigt man mich, daß M. Casparini, ein Kritiker und einer meiner begeistertsten Anhänger, am Sonntag, um 3 Uhr, einen öffentlichen Vortrag über meine Trojaner halten wird. Also genau zur selben Zeit, wo man im Cirque die „Francs Juges“ spielen wird. Wie wird das Publikum das aufnehmen?

Ich werde weder ins Konzert noch in den Vortrag gehen. Ich werde an Sie denken und wieder Ihren Brief lesen.

Adieu, liebe, gnädige Frau.

III.

Freitag Abend, 16. Februar 1865.

Ich grüße Sie, liebe, gnädige Frau. Ich grüße Sie!

Wie fühlen Sie sich bei dieser Kälte, diesem Schnee, diesen eisigen Winden, die freilich in Ihrer, den Alpen so nahe gelegenen Stadt noch viel schlimmer sein müssen, als bei uns.

Ich denke viel an Ihr Heim, ohne mir ein richtiges Bild davon machen zu können. Garnicht — oder wenig ausgehen können in Genf, das muß traurig sein.

Beschäftigen Sie sich mit dem kleinen Mädchen von Frau Susanne? Lesen Sie viel, oder haben Sie nur mit den eigenen Gedanken zu tun?

Sie besitzen so viel Philosophie, daß Ihre Gespräche mit sich selbst an Gedankenreichtum überfließen müssen. . . .

Zürnen Sie mir nicht zu sehr, wenn ich Ihnen gestehe, daß sich in meine Gefühle für Sie nun noch eine lebhafte Bewunderung mischt.

Ihr Geist ist von einer wunderbaren Einfachheit und Sie scheinen sich dessen kaum bewußt zu sein.

Ich verdanke Ihnen eine neue Freude — eine Entdeckung, die ich machte: Ihr letzter Brief beweist mir, was ich ahnte — — Sie haben kein Vertrauen zu sich selbst — eine seltene Bescheidenheit. Sie findet sich auch wirklich nur bei solchen Menschen, die keinen Grund dazu haben.

O, warum darf ich nicht zu Ihren Füßen knien, und Sie bitten, diese unberechtigten Befürchtungen zu verjagen.

Sie scheinen nicht zu ahnen, daß manche Seiten Ihrer Briefe einen wahrhaft literarischen Wert haben.

Wenn Sie die ersten Briefe auch — und dessen bin ich mir bewußt — in großer Selbstverleugnung geschrieben haben, so bin ich Ihnen doch umso dankbarer dafür.

Ich möchte ein großer Schriftsteller sein, um Ihnen ausdrücken zu können, wie sehr ich von dieser Dankbarkeit durchdrungen bin.

Aber, was mich anbelangt, so finde ich, sobald ich mit Ihnen spreche, daß unsere Sprache — (dies ist ein Wort des großen Kaisers) „bettelarm" ist.

Vielleicht habe ich Unrecht, Ihnen heute zu schreiben ... es ist zu früh. Seien Sie nachsichtig, ich konnte nicht länger widerstehen. ... Ich denke nur an Sie — ich höre und sehe nur Sie. — Und ich bin allein — sehr allein — ich habe nicht einmal Briefe von meinem Sohn, denn er ist auf dem Meere.

Acht Tage mußte ich das Bett hüten. — Die Homöopathie, die Sie mir rieten, hat nicht mehr Erfolg gehabt, wie ihre ältere Schwester. Ich glaube nicht mehr an die Medizin und an die Ärzte — und allerdings an die noch am allerwenigsten.

Ich beschäftige mich jeden Tag ein wenig mit der Korrektur meiner Memoiren, von denen ich Ihnen ein Exemplar bringen möchte

Es ist eine langwierige Arbeit, die mir noch viel unangenehmer sein würde, wenn nicht im Laufe des Buches so viel von Ihnen die Rede wäre. Welches Verhängnis hat mich mein Lebelang von Ihnen fern gehalten. ... Aber zwanzigmal hätte ich sterben können, ohne Sie wieder zu sehen, ohne Ihnen mein Herz ausschütten zu können ... und Sie gestatten, daß ich Ihnen schreibe — zuweilen bekomme ich Briefe von Ihnen und Sie verzeihen mir, daß ich mich mit Ihnen beschäftige.

O! das ist ein Glück, das ich mir nicht träumen ließ.

Es ist, als kämen Virgil, Shakespeare, Gluck und Beethoven zurück auf diese Welt und sagten mir alle vier:

— „Du hast uns verstanden und geliebt — komm her, daß wir dich umarmen."

Ja, so ist es für mich — — — ein großes, unaussprechliches Glück!

Ich erzählte Ihnen in meinem letzten Brief, daß man im „Cirque" meine Ouvertüre der „Francs Juges" aufführen, und daß Casperini einen Vortrag über meine Oper „die Trojaner" halten würde. Außerdem sprach M. Deschanel in einem andern Saal über Romeo und Julia von Shakespeare, bei welcher Gelegenheit er meine große

Symphonie mit den Chören, die dasselbe Thema behandelt, erwähnte.

Die beiden Redner ernteten großen Beifall.

Was die Ouvertüre betrifft, so hat sie einen förmlichen Aufruhr angestiftet.

Nach den letzten Takten brach ein ungeheurer Beifallssturm los und nach der dritten Salve verfehlten meine getreuen Zischer nicht, ihrer Gewohnheit gemäß, heftig zu pfeifen, was zur Folge hatte, daß der Beifall von neuem losbrach. Viertausend Hände klatschten mit Raserei — man schwenkte mit Taschentüchern und Hüten. Der Cirque bot ein seltsames Schauspiel.

Als ich heraustrat, hielt man mich an auf den Boulevards — Unbekannte ergriffen und drückten meine Hände — Damen ließen sich mir vorstellen und machten mir Komplimente. — Eine sagte mir: „Welche Verve, Meister, welche Erfahrung der Instrumentation liegt darin! O! man fühlt, daß es Ihr jüngstes Werk ist."

„Leider, Madame" — erwiderte ich — „wurde dieses Werk schon vor siebenundzwanzig Jahren geschrieben — es ist mein erstes Instrumentalwerk."

— Sehen Sie, teure Freundin, das ist das Pariser Publikum. Es sind Leute darunter, die nichts von einer Sache verstehen, die sie doch vorgeben zu lieben.

Für sie schreibt man in die Luft, oder mindestens auf Sand.

Der Zweck meiner drei erbitterten Zischer ist keineswegs der, das Publikum anzufeuern — sondern lediglich, damit die feindlichen Zeitungen sagen können: — Da und dort wurde ein Stück von M. Berlioz aufgeführt. Es wurde ausgepfiffen. — Es ist wahr und der Zweck ist erreicht.

Ich werde vermutlich nie erfahren, wodurch ich mir diesen treuen Haß zugezogen habe, der sich seit zwei Jahren in der Oper, im Théâtre lyrique, im Konservatorium — kurz überall zeigt.

Ich wollte diesem Konzert nicht beiwohnen, aber der Kapellmeister bat mich so sehr, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte.

Ich hatte mehrere Zeitungen zurückgelegt, die von der Sache sprechen, mit der Absicht, sie Ihnen zu senden, aber nach näherer Überlegung erschien es mir doch gefährlich, diesem Wunsche nachzugeben.

Ich habe nicht an dem Ball teilnehmen können, den der Prinz Napoleon kürzlich gab. Ich war zu leidend. Der Kaiser ist dort gewesen und diesmal hätte ich mich ihm sicher nähern können.

Ich wollte ihn um ein Exemplar von „Das Leben Cäsars" bitten, welches demnächst erscheinen wird — er hätte es mir sicher gegeben.

Dieses Buch erregt im höchsten Grade das Interesse des Publikums. — Ich wette, daß es schön ist. Er hat mindestens zehn Jahre daran gearbeitet.

Adieu Madame! Daß alle Engel des Himmels Ihr gutes Herz segnen mögen, für Ihre wunderbare, edle Einfachheit, für Ihren nachsichtigen Geist, für Ihre göttliche Bescheidenheit, und für alles, warum ich Sie bewundere und Ihnen ergeben bleibe bis zum Tode.

H. B.

P. S. — O.! Welch herrlicher Abend es war, Ihnen hier am Kaminwinkel schreiben zu können.

Ich leide fast gar nicht mehr. Sie haben Berge von Schmerzen von meiner Seele genommen.

IV.

Paris, 22. März 1865.

Gnädige Frau — Sie Liebe, tausendmal Liebe, lassen Sie mich Ihnen gleich danken für Ihren entzückenden Brief, und Ihnen sagen, wie sehr ich Ihre einfache, sanfte Philosophie bewundere.

Sie haben eine klare Seele und ein Herz, welches das Böse nicht kennt. Ihre so wohltuende Ruhe flößt mir Respekt ein — da ich selbst so ruhlos bin.

Wenn ich Ihnen heute schreibe, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich tief traurig bin, aber, daß ich Ihnen meine Traurigkeit beichten darf, wird sie etwas mildern.

Ich glaube mit Ihnen zu sprechen, Ihre Stimme zu hören und ich ergebe mich Ihren liebevollen Vernunftsgründen.

Der reine Menschenverstand hat große Macht auf gerade Gemüter, wenn er nicht eintönig ist, wie es nur zu oft vorkommt bei einem harten Herzen.

Welch bewundrungswürdige Frau Sie sind. Ich bemerke, daß mein Gefühl für Sie noch gewachsen ist.

Seien Sie nicht böse, wenn ich es Ihnen sage, — es ist stärker als alle guten Vorsätze — stärker als mein Wille — stärker selbst, als die Furcht, Ihnen zu mißfallen ... Was kann ich mehr sagen, um Ihre Nachsicht zu erlangen?

Ihre traurigen Betrachtungen über das Leben — Betrachtungen, die ich mir selbst zu jeder Stunde mache — haben mich dennoch peinlich ergriffen.

Und doch sind sie leider nur zu gerechtfertigt und wahr. Aber mein Geist lehnt sich dagegen auf .... Was tun? ... Ich soll nicht lieben, nicht bewundern dürfen? — Ich müßte also beklagen, Ihnen je begegnet zu sein, Sie zu kennen? Nein, nein, lieber will ich leiden ....

Ich halte einen Augenblick inne ....

Geben Sie mir Zeit ....

Wenn ich in diesem Augenblicke Ihre Hand hielte, wie ich sie eines Tages gehalten habe, so würde ich wohl einschlafen, wie man nach großen physischen Schmerzen einschläft, wenn sie überstanden sind.

Sie sollen nicht bereuen, mich veranlaßt zu haben, meine Memoiren zu beenden, um sie dann drucken zu lassen. Mir selbst liegt sehr viel daran, daß Sie sie lesen. — Dennoch werden Sie vielleicht manches darin finden, woran Sie Anstoß nehmen werden. Ich habe mit absoluter Offenheit geschrieben. Ich glaube nicht, daß ich jemals posiert habe. Sie werden mich darin finden, wie ich war — wenn nicht, so wie ich bin ... ach es ist traurig ...

Mein Drucker bringt mich so nach und nach um ... er hat noch nicht ein Drittel seiner Aufgabe beendet, er verspricht, was er nicht hält und ich sehe, es können noch vier Monate vergehen, bis ich Ihnen ein Exemplar bringen kann.

Ich fing meine Memoiren in London im Jahre 1848 an und seitdem habe ich stets an dem Stil und an dem Gang der Erzählung retouchiert. Ich bin überzeugt, meinerseits alles getan zu haben, damit es gut ausfallen möge. Ich kann nicht besser schreiben.

Wenn etwas darin wirklich ganz gelungen ist, so sind es jene Seiten, die Sie betreffen.

Ach ich habe Sie sehr geliebt, Madame, und ich liebe Sie noch und Sie haben mir nie ein Leid zugefügt. Ihr Bild ist rein in meinen Gedanken geblieben und wenn Sie mein Buch lesen, so werden Sie begreifen (daran zweifle ich nicht), was so viele andere nicht verstehen werden.

Ich wollte, daß ich später eine große Berühmtheit erreichte, nur damit Sie meinen Bewunderern teuer sein. O! Den Deutschen werden Sie besonders teuer sein: denn in ihrem Lande gibt es noch ein Leben der Seele.

Adieu liebe gnädige Frau, ich schreibe Ihnen in einigen Wochen, an einem Tage, wo ich mich weniger bedrückt fühlen werde und gebe Ihnen dann einige musikalische Neuigkeiten. Ich wünsche Ihnen Glück zu ihrem schönen Wetter. Hier friert es „Stein und Bein", überall sieht man Eis.

Der Ihrige für immer

H. Berlioz.

V.

27. April 1865.

Vielliebe, teure, gnädige Frau, ich kann dem Bedürfnis, Ihnen zu schreiben, nicht länger widerstehen; verzeihen Sie mir, wenn ich diesem Verlangen heute nachgebe. Betrachten Sie diese meine Schwäche, Sie zu langweilen, wie den Wunsch eines Kranken und gegen Kranke ist jedermann mehr oder minder nachsichtig, nicht wahr?

Und Sie sollten es nicht sein? Sie, die so gütig sind — nein, mir ist nicht bange.

Ich habe so viel leiden müssen in diesen letzten Wochen! Mein Sohn kam vor einem Monat aus Mexiko zurück, und da er nicht noch einmal Urlaub bekommen konnte, bat er mich nach Saint Nazaire zu kommen. Ich ging, aber in Nantes bekam ich einen so heftigen Anfall, daß ich, als ich schließlich bei meinem Sohn

anlangte, drei Tage das Bett hüten mußte. Der arme Junge war untröstlich, daß er mich hatte kommen lassen. Und seitdem habe ich fürchterliche Tage und Nächte durchgemacht.

Da nahm ich die Feder und schrieb an Sie. Aber ich war in einem solchen Zustand der Überreizung, meine Gefühle für Sie brachen so ungestüm hervor, daß ich sah, es wurde einer jener schlimmen Briefe, die Ihnen mißfallen.

Auch heute noch . . . obgleich ich mich mehr in der Gewalt habe . . . . brauche ich gewisse Worte nur mit höchster Willensanstrengung: — „liebe, gnädige Frau!“ wie klingt das kalt und zeremoniell! So würde ich an eine beliebige Dame schreiben!

Ich bin in Verzweiflung! Die Zeit entflieht und trägt uns alle Beide mit fort und ich fürchte, Ihre Freundschaft für mich macht keine Fortschritte! Ich bin nichts mehr für Sie, als ein Mensch, der Sie mit seiner Verehrung langweilt, dessen leidenschaftliche Ergüsse Sie aus reiner Seelengüte über sich ergehen lassen . . . .

Aber Sie kennen mich so wenig. O! mit welcher Ungeduld erwarte ich den Monat September, um Ihnen den Band meiner Memoiren bringen zu können, damit Sie mich besser kennen lernen!

Der Drucker hat leider erst die Hälfte seiner Arbeit erledigt.

Alles das schrieb ich ohne Ihren Einfluß, und ich ahnte nicht einmal, daß Sie je diese Seiten erblicken würden.

Ich bin glücklich, daß Sie den Wunsch haben, sie zu lesen — es macht mich unsagbar froh und stolz! Ja, ja es ist wahr, ich berausche mich an dem Gedanken, daß Sie es waren, Sie, die den Wunsch aussprachen, mein Leben kennen lernen zu wollen.

Sofort habe ich die Arbeit zum Buchdrucker getragen, aber er hat mich getäuscht — er braucht gerade noch einmal so lange, als er mir anfangs sagte, um diese Arbeit zu vollenden. Wenn ich das gewußt hätte, so würde ich Ihnen das Manuskript gegeben haben.

Aber dafür werden Sie es dann auch um so leichter lesen können.

Ich feile an dem Stil und denke daran, daß Sie die Erste sind, die dieses Buch lesen werden. Mir ist, als hätte ich es erst jetzt geschrieben, obgleich ich es schon im Jahre 1848 in London angefangen habe.

Zum mindesten muß es Sie interessieren, die leuchtenden Spuren zu verfolgen die Sie in dieser Existenz gelassen haben — Sie meine Stella, zu der ich auf den Knien bete — schweigsame Stella ... (Verzeihen Sie, daß ich die lateinische Übersetzung Ihres graziösen Namens gebrauche): ich habe mir in meinem Buch oft die Freiheit genommen! Bald nenne ich Sie auf lateinisch — Stella montis (den Stern der Berge), bald auf italienisch — Stella del monte. Denn Sie waren, Sie sind der Stern, der an meinem Himmel strahlt! ... Stella montis, süße, harmonische Worte! ... O! ich bitte Sie, zeigen Sie Ihrer Schwiegertochter nicht diesen Brief: es gäbe ihr Stoff zum lachen und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß man lacht über etwas, was Sie betrifft!

Es gibt Augenblicke, wo ich der Versuchung kaum widerstehe, Ihnen ein symphonisches Gedicht zu schreiben. Durch das Orchester allein vermöchte ich auszudrücken, was ich fühle. Aber die physischen Schmerzen lähmen meine Kräfte und ich will mich nicht dem aussetzen — gerade in diesem Falle am allerwenigsten, etwas mittelmäßiges zu schaffen.

Es ist zu spät ... ein törichter Wunsch!

Übrigens, viele Passagen in meinen früheren Werken, in: „Harold in Italien", und in der — Symphonie fantastique — entstanden aus meinen Erinnerungen an den Stern, den sanften blauen Stern der Berge, der mir an dem Morgen meines Lebens strahlte. Das werde ich mir wieder und wieder sagen und Gott bewahre mich vor musikalischem Quatsch!

Um zu Ihnen zu singen, müßte ich ganz davon inspiriert sein. Aber die Musik lebt nur von Kontrasten und ich sehe keine in einem musikalischem Epos, dessen Muse Sie gewesen wären.

Nie haben Sie mir ein Leid zugefügt. Niemals trat Ihretwegen der Schatten eines bitteren Gefühls in meine Seele und, wenn ich in allen Tönen in den undenkbarsten Variationen meine Verehrung und Begeisterung gesungen hätte, und hätte den Himmel, an welchem meine Stella strahlt in den glühendsten Farben geschildert und die Landschaft, die Ihr Auge erhellt und Ihr Fuß ehrend betritt — (um mit La Fontaine zu reden) so müßte ich immer wieder dasselbe sagen, immer wieder ...

Hier muß ich mich unterbrechen, denn die Schmerzen kommen wieder . . .

Vierundzwanzig Stunden sind verstrichen, ich leide viel weniger und bin von neuem zu Ihren Füßen . . . .

In einem Ihrer letzten Briefe sprechen Sie von einem Ihrer Söhne, der zum Notar ernannt worden ist. — Der andere, welchen ich kenne, scheint Sie sehr zu lieben und er ist ihnen so ähnlich! . . .

Was machen Sie mit diesen schönen Tagen, die uns spät, aber doch endlich kommen? „Beehren" Sie viel die Umgegenden von Genf? Ich bin überzeugt, da ist nichts, was dem kleinen Hause der Frau Gautier in Meylan gleicht . . . Wäre ich reich, so hätte ich längst die Villa und die umliegenden Berge gekauft, um Sie Ihnen als Strauß zu bieten . . . .

O! nicht reich zu sein! Das ist noch einer dieser Schrecken! Immer nur die allergewöhnlichsten, nötigsten Bedürfnisse befriedigen zu können.

O! könnten die Menschen meine Gefühle für Sie in ihrer ganzen Allgewalt erfassen, sie würden Millionen hingeben, um dasselbe zu fühlen.

Adieu Madame. Alles was eine menschliche Seele je an Anbetung empfunden hat, sende ich meiner Stella und ich bitte sie, es gnädig aufzunehmen und sich nicht zu verschleiern. Adieu.

H. Berlioz.

Sonnabend Morgen.

Ich habe den Brief wieder geöffnet, ich hatte das Bedürfnis noch mit Ihnen zu sprechen. Aber was soll ich Ihnen sagen? Es ist mir nur, wenn ich diesen Brief noch zurückbehalte, als wäre ich einige Stunden weniger allein. Mein Herz ist so erschüttert — ohne Grund! Ich sehe Sie, als ob Sie hier wären. Die Sonne erinnert mich an Meylan . . . Aus der Ferne höre ich ein Klavier: diese monotonen Akkorde wecken Erinnerungen in mir von Festen in Rußland und Ungarn . . . ich sehe den nächtlichen Reigen von Helmen, goldenen Epauletten und blitzenden Diamanten, ich höre die lockende Ballmusik . . . und nun dieser bittere Kontrast.

Muß ich sterben? muß ich Sie auf der Erde zurücklassen! Verzeihung, ich bin verrückt!

Da schickt mir mein Drucker zwei Seiten und schwört, daß er die verlorene Zeit einholen wird. Das bringt mich Ihnen näher — ich kann also hoffen, daß im August alles fertig sein wird. Aber das ist immerhin noch sehr lange. Ein Monat vergeht so langsam und die Sense des Todes rafft unberechenbar und unerbittlich ... Daran denken Sie, Stella. Eine Zeile, ein Wort von Ihrer — mano pietosa, das Ihre Seele diktierte, würde mich neu beleben.

Nun, nun, vernünftig Alter — — schon zu lange habe ich Ihre Güte in Anspruch genommen.

Musikalische Nachrichten (um kalt und sachlich zu reden):

Kürzlich aufgeführt wurden: zehn Sätze aus „Fausts Verdammnis" und die Ouvertüre vom „Carneval Romain" beides in Lüttich. In Berlin — „Die Flucht nach Egypten" — in Wien — „König Lear" — und in Leipzig — „La Captive".

Das ist alles, was ich weiß.

Ihre Hand! Ihre Hand!

Ich werfe mich zu Ihren Füßen nieder, liebwerte Frau.

Adieu.

Hector Berlioz.

VI.

Paris, den 8. Mai 1865.

Sie haben mich gescholten, meine liebe gnädige Frau und Ihre Vorwürfe sollen nicht nutzlos gewesen sein. Ich verspreche Ihnen, daß ich nicht wieder in meinen alten Fehler zurückfallen werde.

Ich verstehe, daß solche Herzensergüsse Ihnen als das Erzeugnis eines fatalen Gesundheitszustandes erscheinen. — Wenn ich sie Ihnen anders erklären wollte, liefe ich Gefahr, noch wieder in eine Sprache zu verfallen, die Sie mißbilligen würden. Aber bedenken Sie bitte, daß ich durchaus keine Ahnung davon hatte — nicht haben konnte —, welch schlechten Eindruck Ihnen mein Brief machen würde ... wie konnte es mir einfallen, Ihr Mißfallen erregen, oder Sie beleidigen zu wollen?

Dennoch finde ich in Ihren Zeilen einen Ton von Unzufriedenheit — ja fast Zorn, der mir sehr weh getan hat. Drohen Sie mir nie mehr, mir nicht wieder schreiben zu wollen . . . das ist zu viel. . . .

Und Ihre angeborene Güte siegte . . . Sie geruhten, mich von Ihrer Reise zu benachrichtigen, und mir den Ort zu bezeichnen, wohin ich Ihnen während ihrer Abwesenheit von Genf schreiben darf.

Tausend, tausend Dank für diese letzten Zeilen: „Seien Sie vernünftig, dann sind Sie mir angenehm." . . . Nochmals Dank! Ich werde alles tun, um dahin zu gelangen, — zweifeln Sie nicht daran, sondern sagen Sie mir, daß Sie mir vergeben haben. . . .

Ich muß Gewißheit haben, daß mir vergeben ist . . . Verzeihung — Verzeihung, ich fühle mich sehr elend — krank.

Und nun muß ich Ihnen etwas mitteilen, was Sie bisher nicht wußten:

Am Ende meiner Memoiren schrieb ich diesen Satz:

— Ich besuchte Madame Fornier (denn warum sollte ich Sie nicht nennen? meine ehrfurchtvolle Verehrung ist keine Beleidigung).

Und von dieser Seite ab bis zum Schluß, habe ich fortgefahren, Ihren Namen zu nennen.

Werden Sie es mir gestatten, oder mißfällt es Ihnen? Bedenken Sie, daß man dieses Buch erst lesen wird, nachdem wir beide schon mehrere Jahre aus dieser Welt verschwunden sind.

Aber wie auch immer Ihre Entscheidung sein mag, ich muß sie wissen und werde mich danach richten. Dieser Teil des Manuskriptes ist noch nicht gedruckt und wie schwer es mir auch fallen würde, ihren Namen ausstreichen zu müssen, — wenn Sie es verlangen, wird es geschehen.

Ich warte den Monat September ab, um Ihnen in Genf einen Besuch zu machen. Bis dahin werden Sie ohne Zweifel der Sorgen und Mühen ledig sein, welche Ihnen das Wochenbett Ihrer Frau Tochter bringen wird. . . . Ich für meinen Teil werde mich hoffentlich weniger elend fühlen und folglich eher imstande, keine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben. Sie sollen sehen, ich werde sogar heiter sein.

Sagen Sie M. und Madame Fornier meinen Dank für die freundlichen Grüße, welche sie mir durch Sie sandten.

Ja, ich bedarf, wie Sie sagen, eines guten Arztes. . . . Ich hoffe, er schickt mir eine beruhigende Dosis mit dem Poststempel: „Saint Symphorien“ . . .

Adieu Madame.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

VII.

Paris, 16. Mai 1865.

Die beruhigende Dosis, die mein guter Arzt mir aus St. Symphorien schickte, hat die vortrefflichste Wirkung gehabt.

Es ist herrliches Wetter heute — und ich habe es bemerkt — das ist eine Seltenheit. Ich hoffe, daß die Sonne auch Ihnen lacht und daß Sie sich wohl genug fühlen, um einige angenehme Ausflüge in die Umgebung Ihres neuen Wohnsitzes zu machen. Ich kenne St. Symphorien gar nicht — ist es eine kleine Stadt — ist es ein Flecken — ein Dorf? Sie werden mir das erzählen, wenn Sie aus der Schweiz zurückkommen; denn vorher erwarte ich keine Nachrichten. Sehen Sie wie vernünftig ich bin. . . .

Diese wenigen Zeilen sollen nur den Zweck haben, liebe gnädige Frau, Ihnen zu zeigen, wie prompt ich gehorche.

Ich füge mich Ihrem Willen: Ihr Name wird aus dem Manuskript verschwinden und nicht einmal die Setzer sollen ihn sehen.

Vielleicht haben Sie recht. Und dennoch, trotzdem es mir eine Art Freude gewährt, etwas zu vermeiden, was Ihnen unangenehm sein könnte, fühle ich einen geheimen Kummer, den ich mir selbst nicht ganz erklären kann.

Das menschliche Herz ist ein schwer zu entzifferndes Rätsel.

Die Gefühle, die es birgt sind unergründlich und so verschlungen, daß man ihnen nicht zu folgen vermag.

Aber das ist wahr und ich muß es Ihnen sagen — seitdem ich Ihren Brief bekommen habe, leide ich gar nicht mehr. Ich werde

sogar ausgehen, Sie haben mich geheilt. Schon seit langer Zeit habe ich nicht mehr so frei geatmet! Und was man auch sagen mag, physische Schmerzen sind ein schreckliches Ding.

O mein kluger Arzt!

Nun gehe ich — ich werde einen offenen Wagen nehmen und mich zu den Champs Elysées führen lassen. Ich werde mir sogar den Luxus einer Zigarre gestatten und an Sie denken und leise, ganz leise mit Ihnen sprechen.

Ich bin ein großer Narr, nicht wahr? O! nein — mit der Narrheit ist es nicht weit her!

Immer der Ihre, meine liebe, gnädige Frau

Hector Berlioz.

VIII.

30. Juni 1865.

Liebe, gnädige Frau!

Heute sind es ein und ein halber Monat, daß ich keine Nachrichten von Ihnen bekommen habe ... ich bin sehr in Unruhe. ... Sie müssen doch schon lange wieder in Genf sein und Ihre Frau Schwiegertochter in Amsterdam. Seien Sie so gut und schreiben mir ein Wort, wie es Ihnen und den Ihren geht.

Aber schelten Sie nicht, wenn ich mich — wie ich hoffe — unnötigerweise beunruhige (sic). Wenn Sie wüßten, was es mich gekostet hat, bis heute zu warten und mir jeden Tag wieder zu sagen: Nur noch bis morgen! vielleicht bekomme ich einen Brief. Geduld! Geduld!

Ihnen ist doch nichts unangenehmes in Saint-Symphorien oder in Lyon passiert?

Also seien Sie gut wie gewöhnlich und beruhigen mich durch einige Zeilen.

Ihr stets ergebener

H. Berlioz.

IX.

Paris, Montag 17. Juli 1865.

Ach! endlich, endlich behandeln Sie mich wie Ihren Freund, denn Sie beeilen sich, mir ein freudiges Ereignis, was Sie betrifft, mitzuteilen. Ich danke Ihnen liebe gnädige Frau, ich drücke Ihre Hände in unaussprechlicher Zärtlichkeit. . . .

Ihrem Sohn und seiner reizenden Frau meinen herzlichsten Glückwunsch, ich hoffe, beide sind überzeugt von meiner aufrichtigen, innigen Teilnahme an ihrem Glück. Ich habe Ihnen in den letzten Tagen nicht geschrieben, weil ich vor Schmerzen ganz verdummt war. Und dann diese unüberwindliche Traurigkeit, mit der ich Sie nicht quälen will.

Mein Sohn kann noch immer keinen Urlaub bekommen — ich fühle mich so einsam; denn meine arme alte Schwiegermutter zählt kaum für mich.

Aber der Augenblick rückt heran, wo ich das Glück haben werde, Sie zu sehen und ich hoffe, Ihre Gegenwart viel mehr noch als die gesunde Luft Ihrer Berge und der erquickende Anblick Ihres schönen Sees wird mir frischen Lebensmut geben.

Im Konservatorium beginnen die Ferien (sic) in der ersten Hälfte des kommenden Monats; ich könnte also dann Paris verlassen, ohne Urlaub zu verlangen.

Der Druck der Memoiren ist endlich fertig; jetzt ist man dabei, all diese Blätter zu heften und zu broschieren, um die Bände zu machen. Ich weiß nicht, wie lange Zeit noch darüber hingeht. Dann muß ich diese 1200 dicken Bände unterbringen und das wird keine kleine Arbeit sein. Glücklicherweise habe ich in der Bibliothek des Konservatoriums ein ziemlich großes leeres Zimmer, dort werde ich diese Auflage deponieren.

Also bald bringe ich Ihnen das Exemplar, was ich von diesem geschichtlichen Roman, oder vielmehr von dieser romantischen Geschichte absondern werde. Vielleicht werden Sie es streng verurteilen . . . . Sie finden mich darin, so wie ich war, so wie ich bin . . . .

Es mag sein, daß ich darin zuweilen Ihre Anschauungen verletze — vielleicht wird Ihnen die Kongruenz mancher Ereignisse unmöglich erscheinen . . . .

Aber dennoch ist alles das nicht minder wahr und unverfälscht.

Übrigens werden Sie im Laufe meiner Erzählung sehen, daß es mir fern lag, irgend welche Effekte erzielen zu wollen.

Und wohlverstanden — nicht wahr, meine liebe, gnädige Frau — Sie geben diesen Band nicht aus Ihrer Hand? Und schelten Sie mich nicht wegen der Gefühlsausbrüche, die Ihnen gelten, denn ich sprach nicht zu Ihnen und Sie sind nicht genannt; als ich das schrieb, dachte ich nicht einmal daran, daß Sie es je lesen würden.

Adieu, liebe, gnädige Frau, adieu, oder vielmehr auf baldiges Wiedersehen. H. B.

X.

Paris, den 29. Juli 1865.

Liebe, gnädige Frau!

Nur einige Zeilen, um Ihnen mitzuteilen, daß ich Ihnen soeben per Bahn den Band meiner Memoiren gesandt habe.

Ich kann nicht vor dem 14. oder 15. nächsten Monats nach Genf abreisen, mein Sohn meldet mir seine demnächstige Ankunft. Überdies werde ich mal wieder hart heimgesucht von meiner schrecklichen Krankheit und ich muß erst Kräfte sammeln für die Reise.

Ich mache Sie aufmerksam auf ein kleines Bandbuchzeichen in den Memoiren. An dem einen Ende befindet sich ein Bruchteil Granit. Es ist dies ein Stückchen von dem Felsen, auf den ich Sie steigen sah, als Sie achtzehn Jahre alt waren. — Vergebens habe ich den Felsen gesucht bei meiner Pilgerfahrt nach Meylan im Jahre 1848, aber im vergangenen Jahre fand ich ihn wieder. Sie finden die Geschichte von dieser Forschung an zwei Stellen in den Memoiren. Lachen Sie meiner nicht, ich bitte Sie .... mir fehlt die Kraft, um Ihnen mehr zu sagen. Ich bin aufgestanden und ging ins Institut (von wo aus ich Ihnen schreibe), um ein neues Mitglied zu wählen. — Der Kopf schwindelt mir .....

Adieu, liebe, gnädige Frau,

Ihr immer ergebener H. B.

P. S. Ich hoffe, die junge Kranke ist nunmehr in der Besserung.

XI.

Genf, 21. Auguſt 1865.

Liebe, gnädige Frau!

Bitte haben Sie die Güte und ſchicken mir Ihren Band zurück; er enthält eine beträchtliche Anzahl Fehler und wenn ich ſie heute bei Ihnen verbeſſern wollte, wäre ich entſchieden zu zerſtreut. Ich bringe ihn heute Nachmittag wieder mit.

Ich muß Ihnen noch danken, Sie haben mir geſtern eine große Freude verurſacht. Ich hatte eine unbeſtimmte Furcht, daß mein Bild in irgend eine Schieblade verbannt worden ſei ... aber Sie haben ihm den Ehrenplatz gegeben.

O! Sie haben eine himmliſche Güte, liebe einzige, angebetete „Freundin"!

Ich gebe Ihnen hier zum erſtenmal dieſen Titel.

Werden Sie den Mut haben, mich ob dieſer Kühnheit zu ſchelten? Nein, nicht wahr?

XII.

Vienne, Plâce des Halles.
Mittwoch, 30. Auguſt 1865.

Mein lieber Arzt, Sie haben diesmal einen Abſtecher in das Gebiet der Chirurgie gemacht, indem Sie eine Operation vornahmen, die leider geglückt iſt.

Sie haben eine Idee ausgerottet, die ich nicht einmal ausgeſprochen hatte, aber die Sie erraten haben. Doch während der Operation ſahen Sie böſe und unzufrieden aus.

Iſt es meine Schuld, wenn der keuſche Ehrgeiz ſich in mein Herz geſtohlen hatte, den Reſt meines Lebens an Ihrer Seite zu verbringen? Der Rauſch, den Ihre Gegenwart auf mich ausübte, gebar dieſen Wunſch; ich bin es noch nicht gewöhnt, Sie zu ſehen und die Furcht vor dem Augenblick des Abſchiednehmens machte mich vollends verwirrt. Aber nun iſt es aus.

Leſen Sie die letzten Seiten meiner Memoiren, dort werden Sie ſehen, daß meine ſüßeſten Hoffnungen ſeit langem in den Grenzen

eingeschlossen sind, die Sie selbst ihnen neulich angewiesen haben: Sie zuweilen sehen, einige Briefe mit Ihnen tauschen dürfen, mir Ihr Interesse, Ihr Wohlwollen zu bewahren — das ist alles (und das sind Ihre eigenen Worte).

Ich werde nie mehr aus diesem Kreis heraustreten. Zwei- oder dreimal im Jahre werde ich kommen und Sie in der Nähe verehren und während 24 Stunden Sie sehen, Sie hören, dieselbe Luft mit Ihnen atmen; dann werde ich nach Paris zurückeilen, stolz und glücklich, wie eine Biene, die ihre Beute heimträgt und dazu von zärtlicher Dankbarkeit durchdrungen.

Versuchen Sie, ich bitte Sie darum, in Ihrer Antwort, die ich mit Sehnsucht erwarte, nicht mehr strenge und unzufrieden zu sein, damit die Wunde, die noch blutet, heile.

Ich bin gestern hier angekommen, nachdem ich in der Umgegend von Grenoble verschiedene Ausflüge gemacht, und alle Zerstreuungen, die man mir bieten wollte, geduldig habe über mich ergehen lassen.

Aber ich habe mich gehütet, nach Meylan zurückzugehen; und ich glaube, es ist besser, ich gehe nie mehr dorthin. Adieu liebe gnädige Frau, verzeihen Sie mir, daß ich Sie so sehr liebe.

H. B.

Herzliche Freundschaftsgrüße an das junge Paar, das so gut gegen mich war.

Ihr stets ergebener H. B.

XIII.

Paris, 13. September 1865, rue de Calais 4.

Liebe, gnädige Frau, verehrte Freundin!

Nun bin ich wieder zu Hause. Zuerst fand ich niemand daheim, aber bald nach mir kam meine Schwiegermutter aus Luzeuil zurück.

Ich hätte Ihnen vorgestern, zum mindesten gestern schreiben sollen, aber ich war zu krank, ich bin aus Vienne in einem kläglichen Zustande abgereist. Heute Morgen bin ich früh aufgestanden und habe in Ville d'Avray gefrühstückt bei meiner Primadonna Mme Charton-Demeur. Die kräftige frische Luft dort draußen und die

Wälder von Sèvres und Saint-Cloud haben mich wieder etwas hergestellt und ich kann Ihnen jetzt schreiben, so gut es eben gehen will.

Ihr lieber Brief! . . . wie reizend und herzlich! Zehn Tage habe ich ihn bei mir getragen und las ihn wieder und wieder . . . er hat mich beruhigt und bekehrt, mich auf den Weg geleitet, um so zu werden wie Sie mich haben wollen.

Sie werden zufrieden sein mit Ihrem Kranken.

Wann werde ich Ihren Sohn sehen? Ich habe das Exemplar der Memoiren, welches er Frau Susanne bringen will, zum binden gegeben, dann muß ich alle Fehler korrigieren, die es enthält.

Bei meiner Ankunft fand ich unter anderen Briefen ein Schreiben vom Chefredakteur der „Wiener Presse" (Österreich) worin er mich dringend um dies Buch, von dem er gehört hatte, bittet.

Ich habe abschlägig geantwortet und meinen unwiderruflichen Beschluß in dieser Angelegenheit ausgesprochen, ich hoffe somit, daß ich künftig von derartigen Gesuchen verschont bleibe.

Es wird Sache meines Sohnes sein, dies Buch gleichzeitig auf deutsch und französisch zu veröffentlichen.

Meine beiden Nichten haben neulich viel geweint, als sie die Seiten lasen, welche Sie betreffen. Wie konnte es anders sein! Die Dichter haben sich alle Mühe gegeben, Gefühle zu — erfinden —, die denen nicht gleichkommen, die ich — durchgemacht — habe.

Ich habe Ihren Sohn Heinrich in Wien bei meinem Schwager gesehen. Ich strahlte, denn ich hatte gerade Ihren Brief bekommen.

Der Direktor vom „Theatre Lyrique" hatte den Einfall Mme Charton vorzuschlagen, „die Trojaner" wieder aufzuführen. Ich habe sie beschworen, es nicht anzunehmen. Mit aller Macht werde ich mich gegen diesen erneuten Erstickungsversuch auflehnen. Es ist viel zu mächtig für dies kleine Theater. Lieber garnicht aufgeführt, als auf solche Weise! . . .

Gott im Himmel! Man möge mich zufrieden lassen!

Ich kann und will nichts gemein haben mit diesen Unternehmern, Direktoren, Agenten, Händlern, Kaufleuten, Krämern aller Art, wie sie auch immer heißen mögen! . . .

Adieu liebe gnädige Frau, ich bitte Sie, mir Ihre Hand zu

geben, damit ich sie auf meinen Kopf lege, der zu wenig, — auf mein Herz, das zu viel denkt und Sie werden mir verzeihen.

Ihr ergebener

H. B.

XIV.

4. November 1865.

Liebe, gnädige Frau, teure Freundin!

So nachsichtig, so mitfühlend für ein armes, krankes, trauriges Wesen!

Ich war sehr besorgt um Ihre Gesundheit bis zu dem Augenblick, wo Ihr Herr Sohn mich beruhigt hat. Aber ich fand ihn selber krank.

Einige Tage darauf habe ich mich nach seinem Befinden erkundigt und hörte, daß er in der Besserung sei.

Sie brauchen sich darum seinetwegen keine Sorge mehr zu machen. Sie sollen auch nicht nach Paris kommen, solange hier diese gräßliche Cholera herrscht. Aber später, so hoffe ich, werden Sie Ihren Plan, einige Wochen hier zu verbringen, ausführen.

Dieser Gedanke versetzt mich in einen unsagbaren Freudentaumel.

Trachten Sie, daß es nicht während der schmutzigen Saison sei, daß es dann Sonne und Grün gebe, damit Paris Ihrer würdig sei.

Es ist jetzt eine prachtvolle Stadt, Sie werden entzückt davon sein.

Neben meinem Zimmer liegt ein Arbeitskabinet — dort auf den Tisch legt man die Briefe, die morgens für mich kommen. Seit mehreren Wochen war mein erstes an jedem Tage, einen Blick dorthin zu werfen, in der Hoffnung, Ihre liebe Handschrift zu entdecken . . . immer nichts . . . am letzten Montag endlich erblicke ich die Marke von Genf . . . Sie glauben wohl, ich hätte mich nun auf den Brief gestürzt — nein im Gegenteil — ich ging in mein Zimmer zurück und hier wanderte ich mit großen Schritten auf und nieder und sagte mir unaufhörlich:

— Ein Brief ist da! — ein Brief!!! —

Und endlich ging ich in mein Kabinet und habe ihn gelesen, nein, — verschlungen und habe Ihnen im Geiste tausend Dankesworte geschickt . . .

Ich sehe, Sie lachen über meine „Kindereien", wie Sie es nennen, o! lachen Sie, lachen Sie nur! es tut mir nicht weh, ich kenne Ihre wunderbare Güte.

Sie glauben wohl, daß ich das Unglück habe ein, was man so sagt, — empfindlicher Kerl zu sein? Wahrscheinlich hat eine Dummheit, die ich Ihnen in Genf sagte, als Sie mir eines Tages beim Aussteigen Ihre Hand zu verweigern schienen, Sie auf diesen Gedanken gebracht. Aber Sie irren sich, ich bin es nicht — oder vielmehr ich bin es nur Ihnen gegenüber.

Ich weiß, nun werden Sie wieder sagen, daß ich besser täte, nicht gerade immer meine schlechtesten Eigenschaften für Sie aufzubewahren.

Aber, wenn ich Ihnen doch sage, ich bin, wie ein Mensch, der vor kurzem einen Schatz entdeckt hat und ihn zählt und wieder zählt und ganz erstaunt ist, daß die Summe noch nicht größer geworden ist. Sie sind meine Million und ich bin so geizig! . . .

Guten Tag, liebe werte gnädige Frau, teuerste Freundin, die Sonne scheint in diesem Augenblick, ich leide weniger, denn vor meinen Augen liegt Ihr Brief und ich darf Ihnen schreiben . . . . Sie sind Ihrer Angst enthoben — Ihr Sohn ist hergestellt, und ich weiß, Ihnen geht es besser.

Das erfüllt mich mit unendlicher Freude. Warum sollte ich sie unterdrücken? Lassen Sie mich gewähren — reichen Sie mir Ihre Hand — ich verehre Sie mit so namenloser Hochachtung und Bewunderung und tausend andern sanften Regungen.

Die echte Religion des Herzens ist so schön!

Ich sehe von hier Frau Susannes Lächeln . . . was macht es! ich bin bereit, Ihnen noch viel mehr zu sagen. Übrigens weiß ich, daß ihr reizendes Lachen nicht spöttisch gemeint ist, und daß sie mir im Grunde beistimmt. Ich vermute, sie hat das Exemplar der Memoiren bekommen? Ich habe es an dem Tage, nachdem ich Ihren Brief erhielt, abgehen lassen.

Es sind mehrere Artikel in deutschen Zeitungen über das Buch

erschienen. Ein Schriftsteller, namens Szavardy, dem ich gestattet hatte es in Paris zu lesen, ist der Verfasser von zweien. Die andern Artikel sind nach dem seinen gemacht.

Schließlich hat er eigentlich keine Indiskretion begangen. —

Ich muß Ihnen gestehen — als ich im letzten Monat September bei meinem Schwager in Wien war, las eine meiner Nichten Ihren ersten Brief, der sich in meinen Memoiren gedruckt findet, mit lauter Stimme vor, und beide Mädchen weinten.

Die guten Kinder haben mich lieb und fühlten mit mir.

Und welch ein Brief! Welch unbewußte Beredsamkeit!

Ich sehe, daß Sie mit Eifer die schmeichelhaften Worte sammeln und mir senden, die man in Ihrer Umgebung meinem Buche zollt. Herzlichen Dank für diese zarte Aufmerksamkeit!

Von einem Unbekannten (ein Organist in Bourbon-l'Archambault) erhielt ich einen langen Brief, die Partitur der Trojaner betreffend.

Die Aufführung mehrerer meiner Werke ist annonciert in: Brüssel, Wien, Dresden, Boston, New-York.

Um die Reibereien vom vorigen Jahre wieder gut zu machen, hat die Konzertgesellschaft vom Konservatorium zwei Fragmente aus „Romeo und Julia" von mir verlangt. Ich werde nur eins aufführen und auch dann nur, wenn man mir dazu die nötigen Proben gewährt. Es ist die Liebesszene Nr. 3, die keine Gesangsrollen enthält. (Die Sänger vermögen diese etwas bissige Gesellschaft nie zufrieden zu stellen.)

Ich habe gewagt diesen unsterblichen Dialog von Shakespeare in die Sprache der Instrumente zu übersetzen.

Anläßig einer Aufführung in St. Petersburg warf mir eine russische Dame ein Bouquet mit den Worten zu:

„— O! dies unvergeßliche Adagio!" —

Es ist dies eine musikalische Paraphrase über die erhabenste Szene, die je in der Poesie geschaffen wurde und die mit den Worten beginnt:

„Doch still, was schimmert durch das Fenster dort —
es ist der Ost und Julia die Sonne."

Aber wie werden alle diese eitlen Bürger vom Konservatorium

das auffaſſen? Sie kennen Shakeſpeare nicht und Romeo nur aus den faden Opern vom Theatre-Italien.

Was macht es! — Meine beiden Zifcher werden natürlich da ſein. Sie ſollen nur! — das iſt mir höchſt gleichgültig!

Ich bin doch überglücklich, daß dieſes Stück vom erſten Orcheſter der Welt aufgeführt wird und einige Verſtändnisvolle werden nicht fehlen, die andächtig lauſchen werden.

Wann es ſtattfindet, iſt noch unbeſtimmt — wahrſcheinlich im Februar.

Adieu meine liebe gnädige Frau, ich ſchließe hier — ich möchte zwar bis morgen ſchreiben, aber ich fürchte zu ſehr, Ihnen läſtig zu fallen.

Drücken Sie M. Charles in meinem Namen die Hand und umarmen Sie meine niedliche kleine Schülerin, der ich eine Stunde von zwei Minuten gegeben habe — aber der Mutter, die ſich immer luſtig macht über mich, bin ich ſehr böſe.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

XV.

Donnerstag Abend den 17. November 1865.

Liebe, gnädige Frau, verehrte Freundin!

Zuerſt einmal bitte ich Sie, mir zu glauben, daß ich Ihnen nicht ſchreibe, um eine Antwort zu provozieren. Nein ſicher nicht, einzig und allein, weil ich heute Abend den unwiderſtehlichen Wunſch fühle, ein wenig mit Ihnen zu plaudern, und Sie ſollen mir darum durchaus nicht früher ſchreiben, ſonſt könnte ich nie mehr ſolch dringendem Wunſch nachgeben und — würde nicht wagen, Ihnen nur ein Billet, ſo lakoniſch es auch immer ſein mag, zu ſchicken. Sie ſind quitt mit dem bloßen Leſen und Sie werden mir noch wieder ſagen: „Sie ſind ein großes unvernünftiges Kind.“

Ich habe Ihnen doch neulich geſagt, Sie ſind meine Million und ich bin ſo geizig, das ich meinen Schatz immer wieder nachzähle. — Wie ſchade, daß Sie nicht Muſik verſtehen! Sonſt würde

ich Ihnen gewisse sprechende Phrasen senden, welche die Erinnerung an Sie mir diktierte, vor langer, langer Zeit, wo es Ihnen sicher fern lag, meiner zu denken ....

Wie geht es Ihnen in Genf? ... Ich sehe Sie vor mir, wie Sie mit einer Stickerei in den lieben Händen in Ihrem kleinen Salon sitzen und neben Ihnen Frau Susanne mit Ihrem Kinde auf dem Schoß. M. Charles spielt Schach mit der lebhaften, niedlichen Kleinen, (deren Namen mir entfallen ist), dann kommt Besuch ... der Tee wird gebracht und jemand sagt: „Es scheint in Paris ist die Cholera jetzt ganz vorüber? —" — „Ja aber nun ist sie am Fuß der Alpen ausgebrochen —" — — „Welch großartigen Brief hat der Kaiser über Algier an den Herzog von Magenta geschrieben! Das ist doch noch ein Fürst, welcher arbeitet — einer, der sein Handwerk versteht!" ....

Oder auch, Ihre Gäste sagen das Gegenteil — je nachdem, wie ihre politischen Meinungen sind.

Aber Pardon, mir scheint, ich kritisiere die Konversation in Ihrem Salon, das ist eine alte Gewohnheit. Es geht mir wie den Sträflingen, die — selbst wenn sie entlassen sind, immer noch das linke Bein nachziehen, als ob sie noch die Kugel schleppen müßten.

A propos Kugel: mein Sohn muß sie diesmal herumschleppen an Bord von „Nouveau Monde". Vorgestern ist er nach Mexiko abgefahren mit achthundert Mann, die Auslese der Canaille aus ganz Europa, die sich da unten will töten lassen. Man muß sagen, der Kaiser Maximilian hat sein gutes: er befreit uns von manchen Taugenichtsen.

Ach, ach! wieder diese Schmerzen im linken Bein! ...

Alle meine Freunde sind jetzt nach Paris zurückgekommen, aber meine Abende sind dennoch recht monoton. Seit beinahe drei Jahren bewegen wir uns immer in demselben Kreise von Unterhaltungen. Unsere Anekdoten sind allmählich abgedroschen, unsere Streitfragen erschöpft, unsere Begeisterung erlahmt. Ich war gestern Abend bei meinem Nachbar D ... und ich machte die Bemerkung, daß wir ein und dieselbe Sache zum elftenmal sagten: „Nein Sie

— sagte er — sprechen immer von derselben Sache" und ich antwortete mit Molière: „Ja, zum Kuckuck, ich sage immer dieselbe Sache, weil Sie immer dasselbe sagen, wenn Sie nicht immer dasselbe sagten, würde ich auch nicht immer dasselbe sagen."

Einerlei, es ist traurig! O! wenn Sie da wären! Nun! ... Ich würde Ihnen auch — immer dasselbe sagen .....

Welch ein alter Quatschkopf ich bin! Und doch bin ich nicht wie jener Engländer, der sich den Hals abschnitt, um sich nicht länger mehr darüber zu ärgern, daß die Sonne jeden Morgen auf derselben Seite aufgeht. Im Gegenteil! ich wollte, meine Sonne wäre immer am Horizont, ... ich würde nie müde werden, sie anzuschauen.

Adieu, liebe, gnädige Frau, adieu und gute Nacht!

Ihr ganz ergebener

Hector Berlioz.

XVI.

Paris, 29. Dezember 1865.

Teure, verehrte Freundin,

Stellen Sie sich vor, seit sechs Tagen bin ich im Bett mit einem heftigen Bronchialkartarrh, der mich von meinen neuralgischen Schmerzen erlöst hat — es scheint, man kann nicht alle Privilegien auf einmal haben. Ich huste wie ein schwindsüchtiges Pferd. Das hat mich in eine reizende Stimmung gebracht und weil ich weiß, daß es Sie betrübt, wenn ich traurig bin, so nehme ich die Gelegenheit wahr, um Ihnen zu schreiben. Ich habe ein schönes Feuer und das lustige Prasseln und Knistern macht mir Freude. Ich bin allein ... ich sehe Sie mit den Augen des Geistes und mit denen des Herzens, die noch weit hellsehender sind. Ich spreche mit Ihnen, als ob Sie da seien und ich sage Ihnen die allerherzlichsten Dinge. (Nicht wahr, Sie können diese kleinen Randbemerkungen nicht übel aufnehmen — nur so bin ich nicht traurig.) Ich küsse Ihre Hand mit unendlicher Zärtlichkeit und Sie lächeln, wie Sie

in Genf an jenem Tage lächelten, als ich Sie bat, mein Schutzengel zu sein. O! aber nicht mehr. Lächeln ist genug, lachen wäre zu viel. Wenn Sie wüßten, wie ich mich beherrsche, wie ich die Flut der leidenschaftlichsten Ausdrücke mit Gewalt zurückdränge und ersticke .... Sie haben sicher oft die Schwäne auf Ihrem herrlichen See betrachtet, wie sie in einem Bedürfnis von Bewegung, von Wohligkeit und Lebensfreude ihre großen Schwingen ausbreiten, ohne das Wasser zu verlassen. Sehen Sie, so sind meine Gedanken in diesem Augenblick ... sie bleiben auf den kühlen Wogen, sie schwimmen langsam, langsam, anstatt im Fluge dahinzustürmen, sie richten ihr schwarzes Auge auf Sie, ein Auge, mysteriös und fragend wie das eines Schwanes.

Aber ich wette, diesmal lachen Sie wirklich ob meines Vergleiches, sie ist dennoch sehr bescheiden, denn die Schwäne, statt schön zu singen, wie die Poeten es behaupten wollen, krächzen ganz jämmerlich. O! mein Gott! wie elend, daß man nicht fliegen kann! nicht fliegen darf! Sie haben es verboten und nur unter dieser Bedingung darf ich die Brosamen sammeln, die von Ihrem Tisch fallen, die Ihre teure Hand mir zuwirft. Aber ich bin nicht schön, wie Ihre Schwäne und kann die anmutige Bewegung Ihrer Lieblinge nicht nachmachen, die zu sagen scheint: noch mehr, noch mehr .....

Ich hoffe Sie sind wohl und die Ihren ebenfalls. Es gibt hier noch immer Leute, die boshaft genug sind an der Cholera zu sterben, einzig und allein, damit man glaubt, die Epidemie sei noch nicht vorüber. Ihr Sohn ist seit langem wieder hergestellt, das weiß ich bestimmt. Ich war mehrere Male bei ihm, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, aber, er war immer ausgegangen. Der meine ist noch nicht aus Mexiko zurückgekehrt und ich kann auch keine Nachrichten von ihm bekommen.

Man hat mich dieser Tage schrecklich viel zum Diner eingeladen, aber ich habe alles abgelehnt. Ich kann die Jahresfeste nicht leiden — schon die bloßen Worte — Weihnacht und Neujahr, regen mich auf. Und all die Toaste und Reden und Geschenke und die offiziellen Briefe und Karten! Geiseln! Geiseln! Ich werde mich von allem fern halten, nicht einmal am Montag zu der Rezeption

des Kaisers gehen. Ich bin krank, ich werde zu Hause bleiben und an Sie denken. H. Berlioz.

P. S. — Keine Grüße für Frau Susanne diesmal — sie könnte sonst glauben, daß es eine Neujahrshöflichkeit wäre.

XVII.

26. Februar 1866.

Liebe, gnädige Frau,

Ich sehe, Sie verlangen ernstlich, daß ich Ihre Briefe zerstöre aus Furcht vor indiskreten Augen, die sie nach mir lesen könnten. Ich werde gehorchen ... Der Schmerz, den ich empfinde bei dem Gedanken an dieses Opfer, ist furchtbar, das kann ich Ihnen nicht verhehlen. Aber Ihr Wille und Ihre Seelenruhe vor allem.

Es tut mir leid, daß Sie sich die Mühe gegeben haben, mir vier Seiten zu schreiben, ich weiß, welche Anstrengung das für Sie ist.

Vergessen Sie bitte nicht, mir die Adresse des Landhauses zu geben, wo Sie wohnen wollen, wenn Sie die Eaux-Bives verlassen.

Adieu! Mein Herz ist schwer, ich leide sehr — alles schlägt fehl, alles verläßt mich! H. Berlioz.

P. S. — Es ist geschehen! alles ist verbrannt, ich habe nichts mehr als die Briefumschläge.

XVIII.

10. April 1866.

Teure, gnädige Frau, verehrte Freundin!

Gestatten Sie mir einige Zeilen, um Sie zu fragen, ob Sie von Ihrer Reise nach Saint-Symphorien zurückgekehrt sind und wie Ihre neue Adresse ist. In meinem Eifer, Ihnen zu gehorchen, habe ich Ihren letzten Brief sofort vernichtet und kann ihn daher nicht mehr zu Rate ziehen für das, was mir entfallen ist.

Ich werde mit Ihnen von mir nicht sprechen, um Sie nicht zu

langweilen, aber sagen Sie mir, wie es Ihnen geht und ob Ihr Sohn, der neu Verheiratete, bei Ihnen ist.

Sie brauchen dazu nur drei Minuten, und ich bin recht krank und sehne mich danach, Ihre liebe Handschrift zu sehen. Ich drücke Ihnen die Hand mit allen innigen Gefühlen, die ich, wie Sie wissen, für Sie hege.

Ihr ergebener H. Berlioz.

XIX.

28. Mai 1866.

O! Sie sind sehr gütig! Eben bekomme ich Ihren lieben Brief, auf den ich nicht vor acht oder zehn Tagen rechnete. Ich schreibe Ihnen nur, um Ihnen zu danken. Ihre ein wenig scheltenden Ratschläge sind mir immer von Nutzen. Ich will Ihre lieben Zeilen noch wieder und wieder lesen, ehe ich sie — wie es abgemacht ist — verbrenne.

Tausend Dank gütige Vorsehung meines kranken Herzens! Ich war in den letzten Tagen sehr erregt, eine Truppe italienischer Schauspieler ist hier, um Shakespeare-Vorstellungen in italienischer (schauderhafter) Übersetzung zu geben. Ich habe Amleto (Hamlet) gesehen, was mich trotz allem furchtbar ergriffen hat. Heute spielt der große Schauspieler Rossi den Othello — nicht etwa diese infame Oper, zu der Rossini diese gräßliche Musik geschrieben hat, sondern das wunderbarste Meisterwerk des größten aller Dichter, und ich kann dem schmerzlichen Vergnügen nicht widerstehen, mir das Herz zerfleischen zu lassen ... Ich weiß, morgen werde ich krank sein. Aber ist es möglich, nicht hinzugehen, die Sonne zu begrüßen, selbst wenn wir wissen, daß sie uns versengt?

Welcher Engel diese Desdemona! Welch edle Kreatur dieser Othello! Welch ein Teufel dieser Jago!

Welch ein Gott, dieser Shakespeare!

Adieu Madame — bis ich Ihnen wieder schreibe.

All mein Sinnen und Trachten sind Sie! Ihre unermüdliche Güte verdoppelt meine Dankbarkeit.

Hector Berlioz.

P. S. — Ich muß dieſe Zeilen noch wieder an Ihren Herrn Sohn ſenden, da ich leider die Adreſſe, die Sie mir gegeben haben, nicht entziffern kann.

Bitte, empfehlen Sie mich dem jungen Paar. Und denken Sie ein wenig an den Verbannten, wenn Sie durch Ihre herrliche Landſchaft wandeln.

XX.

Paris, 25. Juli 1866.

Guten Tag, meine liebe Frau F . . ., teure, verehrte Freundin! Wie geht es Ihnen? Wie ertragen Sie dieſe ſchreckliche Hitze? Sie wohnen jetzt nicht mehr an den Ufern Ihres blauen Sees. Haben Sie bei dem Wechſel gewonnen oder verloren?

Ich komme, um einen Augenblick mit Ihnen zu plaudern. Gerade bin ich aus Louvain zurückgekehrt, wohin ich mußte wegen einer muſikaliſchen Jury, zu deren Mitgliedſchaft man mich ſehr gegen meinen Willen gezwungen hat.

Es handelte ſich um eine Preisverteilung für religiöſe Muſik. Ich habe infolgedeſſen 73 geſchriebene Meſſen leſen und nicht die beſte, aber die wenigſt ſchlechte wählen müſſen.

Wir waren vierzehn in der Jury: Belgier, Flämen, Deutſche, Engländer und Franzoſen und ich verſichere Sie, wir alle fanden, daß wir eine harte Aufgabe zu löſen hatten. Aber es iſt nach beſtem Gewiſſen geſchehen und, ganz entgegen dem ſonſtigen Hergang bei Wettbewerbungen, iſt gerecht und ehrlich verfahren worden.

Als das Siegel des Briefes, der die erſte Preisnummer trug, gebrochen wurde, vernahm ich zu meiner großen Freude, daß der ſiegende Kandidat ein junger, mir befreundeter Holländer iſt, welcher in London in ſehr ärmlichen Verhältniſſen lebt.

Der gute Junge wird überglücklich ſein über dieſen Preis von tauſend Francs.

In Paris nichts neues. Wir werden nur am nächſten Sonnabend im Inſtitut ein neues Mitglied — (einen Bildhauer) wählen und die üblichen Intriguen, um Stimmen zu erhalten, ſind natürlich nicht ausgeblieben. Sie werden mich wahrſcheinlich fragen,

warum ich in einem solchen Fall meine Stimme abgeben muß, und was ich denn eigentlich von Bildhauerkunst verstehe. — Hélas — nichts! aber das Reglement will es so: in der Abteilung für schöne Künste stimmen wir alle ab: die Bildhauer beurteilen die Musiker, die Maler die Architekten usw. usw.

Mir scheint das verrückt, aber so ist es.

Der Augenblick rückt heran, wo ich das unbeschreibliche Glück haben werde, Sie zu sehen.

Die Ferien im Konservatorium beginnen, die Proben zu „Alceste", die ich auf Bitten des Direktors selbst überwache, sind bald beendet, mein Sohn, der momentan in Paris ist, muß abreisen, — also nichts hält mich hier zurück, ich bin ganz frei, um nach Genf zu eilen.

Welch langes Jahr! Ich hoffte, Ihnen einen Besuch machen zu können, um die Zeit abzukürzen, aber es war mir schier unmöglich, die allerbrutalsten Gründe haben mich daran verhindert und obendrein dieser klägliche Gesundheitszustand.

Wenn ich in diesem Maße leidend bin, ist meine Traurigkeit unüberwindlich und unerträglich für alle Welt. Sie erinnern sich, wie sehr sie Ihnen im vergangenen Jahr mißfallen hat ... und ich will doch diesmal mein möglichstes tun, um Ihnen nicht wieder dies Spektakel zu geben.

Wappnen Sie sich dennoch mit Mut und appellieren Sie an all Ihre Nachsicht, im Fall, daß meine Stimmung nicht allzu rosig ein sollte.

Sie sind so wahrhaft gut, daß ich auf Ihre Geduld baue. Übrigens werde ich nicht lange in Genf bleiben — gerade lange genug, um Sie ein wenig zu langweilen, aber — aber auch nur so lange ...

Wollen Sie mir gütigst in vierzehn Tagen schreiben und mir Ihre Adresse sehr leserlich angeben? ich habe seit achtzehn Jahrhunderten nichts mehr von Ihnen gehört.

Und doch können allein Ihre Briefe mich ein wenig beleben, und mir Mut geben — ich bin immer recht leidend.

Gott! welche Freude Sie zu sehen! Ich darf garnicht daran denken. ...

Meine Grüße an das junge Paar und ſagen Sie mir — ich vergaß, Sie das zu fragen — ob ich ſicher darauf rechnen kann, Sie am zwölften oder fünfzehnten Auguſt in Genf zu treffen.

Ihr treu ergebener Hector Berlioz.

P. S. Dies iſt doch, denke ich, ein ſehr vernünftiger Brief.

XXI.

4. Auguſt 1866.

Teure, gnädige Frau!

Ich habe keine Nachrichten von Ihnen und bin ſehr beſorgt.

In meinem letzten Brief vom 25. oder 26. Juli bat ich Sie, mir zu ſagen, ob Sie Ende dieſes Monats in Genf ſein würden, weil ich die Abſicht hatte, Ihnen dort einen kurzen Beſuch abzuſtatten.

Ich hatte dieſen Brief, wie den vorigen, an M. Charles F . . . poste restante adreſſiert. Aber da ich weder auf den einen noch auf den andern eine Antwort erhalten habe, fürchte ich, daß Ihr Herr Sohn ſeine Briefe nicht auf der Poſt reklamiert hat und daß ſie noch dort liegen.

Ich verſuche daher, Ihnen an die unvollkommene Adreſſe zu ſchreiben, die Sie mir gegeben haben und ich hoffe ſehr, daß der Briefträger Sie finden wird.

Wenn dieſer Brief Sie erreicht, ſo haben Sie die Güte, mir ſobald als möglich zu antworten, denn ich bin in einer wahrhaften Angſt. Vielleicht iſt das kindiſch von mir. Verzeihen Sie!

Ihr ſtets ergebener

Hector Berlioz.

XXII.

Sonntag, den 12. Auguſt 1866.

Liebe, gnädige Frau!

Ich erfahre zu meinem größten Bedauern, daß Sie in dieſem Augenblick Kummer haben, aber ich danke Ihnen, daß Sie mich die Urſache wiſſen ließen. Leider kann ich nichts tun.

Ich hoffe, daß diese fatalen Umstände, wenigstens zum Teil, im nächsten Monat vorüber sind. Ich werde Sie also erst in der ersten Hälfte September besuchen und meine Tournée mit Vienne und Grenoble beginnen. Meine Nichten schreiben mir gerade, daß sie noch ein paar Tage in Vichy sind. Die Proben für „Alceste“ sind auch für ein bis zwei Wochen aufgehoben! Ich hätte gern diese Pause benützt, um nach Genf zu gehen, aber nun werde ich warten, bis diese Proben wieder aufgenommen und beendet sind.

Ich habe von meinem Sohn mindestens für ein Jahr Abschied nehmen müssen. Er geht mit dem Kapitän eines Dampfers nach den Antillen. Er ist jetzt 32 Jahre alt und reicher als ich, was allerdings nicht viel sagen will.

Wenn ich nicht Ihre Seelenstärke und Ihre hohe Vernunft kennte, so würde ich ganz unruhig darüber sein, daß Sie sich so quälen, aber ich baue auf diese edlen Eigenschaften, die Sie in so hohem Maße besitzen.

Wenn man den Kummer umfüllen könnte, wie man einen bitteren Likör umfüllt, so würde ich sagen: Geben Sie mir den Ihren, ich bin so vollgesogen von diesem schmerzlichen Gefühl — ein bißchen mehr oder weniger, das spürt man kaum. . . .

Adieu teure Freundin, oder vielmehr auf baldiges Wiedersehen! Vertrauen Sie meiner unwandelbaren Treue und Ergebenheit.

Ihr Hector Berlioz.

XXIII.

Paris, d. 6. April 1867.

Verehrte Freundin!

Ihr letzter Brief hat mir einen Augenblick der Freude gewährt, auf den ich nicht gerechnet hatte. Sie selbst scheinen so froh zu sein. Aus jeder Zeile blickt die freudige Genugtuung, die Sie empfinden über die glücklichen Ereignisse in Ihrer Familie. Es ist, hoffe ich, überflüssig, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mit Ihnen fühle.

Aber werden Sie ohne Bedauern alle liebgewordenen Gewohnheiten aufgeben können, wenn Sie Genf nun verlassen, um in Saint-Symphorien zu wohnen? Ich kann es nur hoffen. Es ist immer

ein mühſelig Ding, ſein Leben umgeſtalten zu müſſen, um ſich in neue Regeln und Gewohnheiten eines anderen Heims zu fügen, ſelbſt, wenn es das eines geliebten Sohnes iſt.

Vielleicht werden Ihnen diesmal wieder, wie in ſo mancher früheren Lage, Ihre ſeltenen Charaktereigenſchaften zu Hilfe kommen. Ich hoffe bald alle Details über dieſe Ereigniſſe von Herrn Charles ſelbſt zu hören, wenn er, wie Sie mir ankünden, demnächſt nach Paris kommt.

Ich wage kaum, Ihnen von dem kläglichen Leben zu erzählen, welches ich in dieſer großen Stadt führe, ich bin immer krank und in ſolchem Maße, daß ich unter vierundzwanzig Stunden mindeſtens achtzehn im Bett zubringen muß. Ich ertrage meine Schmerzen, die, ſtatt beſſer zu werden, ſich jeden Tag verſchlimmern, nur mit größter Anſtrengung.

Zudem haben mich der Miniſter und der Seine-Präfekt zum Mitglied von drei muſikaliſchen Jurys ernannt, wobei viel Arbeit iſt, aber kein Honorar. Es ſcheint, Frankreich iſt nicht reich genug, um ſeine Künſtler für die Zeit, die ſie in ſeinem Dienſt verlieren, zu bezahlen. Und man iſt gezwungen, ſolche Ehrenämter anzunehmen — Sie erraten wohl, weshalb. . . .

Von der Ausſtellung habe ich noch nichts geſehen, ich warte bis meine Nichten mich nolens-volens hinführen werden. Dieſe jungen Mädels ſind entſetzlich neugierig, ihr alter Vater, der ebenſo elend und gerade ſo wenig neugierig iſt, wie ich, muß überall mit ihnen herumziehen.

Sehen Sie, wie ſehr ich auf der Hut bin, nicht in trübe Gedanken zu verfallen, — ich vermeide jede intime Mitteilung, um Sie nicht böſe zu machen.

Vor ein paar Tagen ſchickte mir ein Freund eine Zeitung, die einige liebenswürdige Zeilen über eine Aufführung in Lauſanne von meinem »L'Enfance du Christ« enthielt.

Es ſcheint alſo, daß dies Oratorium endlich anſtändig aufgeführt worden iſt. Ich habe das Werk zuletzt in Straßburg vor drei Jahren gehört — aber dort war es grandios — Deutſchland und Frankreich reichten ſich die Hände.

Ich wollte, Sie wären damals unter den Zuſchauern geweſen. Hier führt man ja wohl von Zeit zu Zeit meine Werke auf, aber ich diſpenſiere mich davon, hinzugehen.

Kürzlich hatte ich Nachricht von meinem Sohn, er ſchwimmt noch immer auf den Waſſern des Golfes von Mexiko.

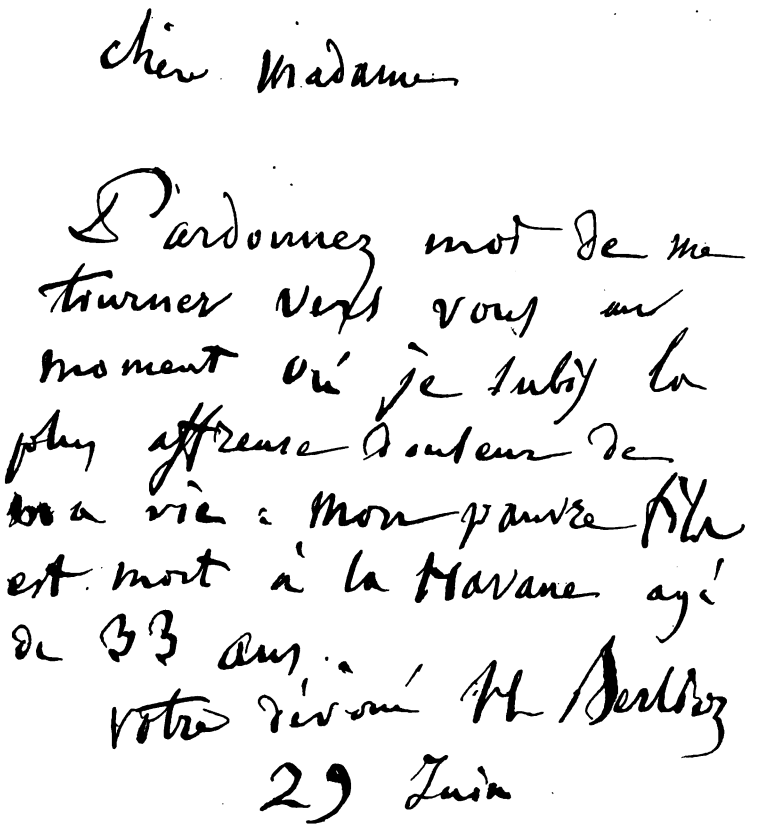
Das ſind alle meine Neuigkeiten, und ich glaube, es iſt wenig dabei, was Sie intereſſiert.

Verzeihen Sie meine gnädige Frau, wenn ich Sie ſo ſehr langweile ... der Kopf dreht ſich mir, nur mein Herz bleibt ewig feſt!

Ihr ergebener Hector Berlioz.

XXIV.

(Faksimile des Originals.)



29. Juni.

Liebe Freundin!

Verzeihen Sie, wenn ich zu Ihnen flüchte in dem Augenblick, wo ich den furchtbarsten Schmerz meines Lebens erleide: Mein armer Sohn ist in Havanna im Alter von dreiunddreißig Jahren gestorben.

Ihr ergebener H. Berlioz.

XXV.

J., 21. August 1867.

Verehrte Freundin!

Erlauben Sie mir einige wenige Zeilen wegen des Unglückes, das Sie betroffen hat. Ich will Ihnen keine banalen Trostesworte sagen, denn ich weiß nur zu gut, wie machtlos die sind, aber lassen Sie mich Sie daran erinnern, daß die drei Söhne, die Ihnen noch bleiben, alle in einer glücklicheren Lage sind, als der es war, den wir beweinen. Alle drei sind bereit, Sie mit der liebevollsten, zärtlichsten Sorge zu umgeben. Und ich hoffe, Sie gestatten Ihrem alten Freund, Sie zu versichern, daß auch seine innigste Teilnahme Sie umschwebt.

Hector Berlioz.

XXVI.

Vienne, 5. September.

Liebe, gnädige Frau, teure Freundin!

Ich bin noch hier, mein Schwager will absolut, ich soll der Trauzeuge seiner Tochter sein. Die Hochzeit findet am nächsten Dienstag statt.

Am Tage nach der Zeremonie werde ich nach Paris abreisen, und ich werde Ihnen also am nächsten Montag adieu sagen. Ich hoffe zuversichtlich, daß ich keine Kontre-Ordre bekomme, und daß nichts Sie hindern wird, an jenem Tage Saint-Symphorien zu verlassen. Ich werde um halb zwei Uhr bei Ihnen sein.

Ich bin kränker als je, und darum ist es auch nötiger als je, daß ich Sie sehe.

Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit. Gott mag wissen, wann ich noch wieder in Ihre Nähe kommen werde!

Ihr, Ihnen mit Herz und Seele ergebener

Hector Berlioz.

XXVII.

Paris, 4. Oktober 1867.

Liebe, angebetete Freundin!

Ich wollte Ihnen schreiben, aber die Kraft fehlt mir. Ich bin hinausgegangen und habe mich auf dem Boulevard gesonnt, denn hier drinnen war es kalt. Ich sprach mit Ihnen, als hätten Sie neben mir auf der Bank gesessen und mit mir diese Flut von Wagen betrachtet — die eleganten Damen in ihren Kaleschen, die hurtig trabenden Pferde — diesen ganzen Zug der Welt der Langenweile, der zur Ausstellung vorüberjagte.

Ich erzähle Ihnen den Staatsstreich, den ich gerade vollführt habe.

Vor wenigen Tagen war die Großfürstin Helene von Rußland hier und bestürmte mich mit Vorschlägen, die ich zwei Tage lang überlegt und dann auf Anraten aller meiner Freunde angenommen habe.

Es handelt sich darum, nach St. Petersburg zu gehen, um dort im Monat November 6 Konservatorium-Konzerte zu dirigieren; fünf davon sollen den großen Meistern gewidmet sein und das sechste ausschließlich aus meinen Werken bestehen.

Das wird mich bis zum Monat Februar in Petersburg zurückhalten.

Die Großfürstin logiert mich in ihrem Palais Michel ein, stellt mir einen ihrer Wagen zur Verfügung, zahlt meine Reise und garantiert mir 15000 Francs. Sie ist eine Künstlernatur (Deutsche, nicht Russin), die viel von Musik versteht und einen großen Einfluß auf die musikalische Welt in Rußland ausübt.

Jetzt, wo ich nicht mehr kann, kommt alles an mich heran. — So ist hier in Paris ein reicher Amerikaner, ein Klavierfabrikant, der machte mir vor zwei Monaten glänzende Anerbietungen, um mich zu bewegen, nach New-York zu gehen.

Ich habe es abgelehnt.

Als er nun hörte, daß ich der Aufforderung der Russin Folge leisten werde, kam er gestern wieder und bestürmte mich von neuem: „Kommen Sie wenigstens im nächsten Jahre," bat er, „und bedenken Sie, ich biete Ihnen für sechs Monate, die Sie in New-York verbringen werden, hunderttausend Francs."

In der Hoffnung, von mir eine zustimmende Antwort zu erhalten, läßt er einstweilen meine Büste in Bronze ausführen, um sie in einem prächtigen Saal aufzustellen, den er für Konzertzwecke in New-York hat bauen lassen: ich gehe also jeden Tag und sitze Modell für diese Statue.

Und noch etwas: Haben Sie die Zeitungen gelesen, die von meinem Erfolg beim Fest von Meiningen in Deutschland erzählen? — Ich höre eben erst davon. Man hatte mir vorher nichts davon gesagt, daß für diese Gelegenheit ein Werk von mir aufgeführt werden sollte. Es fand statt, während ich in Vienne war; vielleicht war ich bei Ihnen in Saint-Symphorien in jenem Augenblick, als das Orchester meine Szene von „Romeo und Julia" sang. ... Müssen Sie lachen über diesen Gedanken? nun, ich gestehe es — mir liegt er nahe. Warum sollte ich nicht wagen, ihn auszusprechen? Und wenn es so war — möchte ich es gerne wissen.

Ich fand Sie bekümmert, aber verjüngt; ich im Gegenteil, ich bin auch bekümmert — aber gealtert.

Ihren Sohn habe ich noch nicht gesehen; zweimal war ich bei ihm Rue Bergère, aber ich habe nichts von ihm gehört. In St. Cloud weiß ich ihn nicht zu finden und an den seltenen Tagen, wo ich gehen kann, habe ich keine Zeit ihn zu suchen.

Adieu liebe, gnädige Frau, ich knie zu Ihren Füßen nieder und küsse Ihre Hände.

Ihr ergebener Hector Berlioz.

XXVIII.

Mittwoch, 5. November 1867.

Liebe Frau F . . .

Ich bin sehr traurig — am nächsten Dienstag (12.) reise ich nach Petersburg ab und ich bin ohne Nachricht von Ihnen! . . . Lassen Sie mich so nicht fortgehen.

Nur zwei Zeilen, um mir zu künden, wie es Ihnen geht und ich werde dankbar sein.

Sehen Sie, ich gebe ein glänzendes Beispiel, indem ich mich lakonisch fasse.

Später aus St. Petersburg werde ich Ihnen schreiben, wenn ich inmitten dieser großen mühsamen musikalischen Aufgabe stecke.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

XXIX.

Sonnabend, 9. November 1867.

Bewunderungswürdige, herrliche Frau!

Ich danke Ihnen! Verzeihen Sie, daß ich mich quälte. Ihr Brief hat eine Bergeslast von meiner Seele gewälzt. Ich reise viel ruhiger ab und ich schreibe erst viel später, um Sie nicht zu erzürnen.

Ich verhehle mir nicht, daß ich eine schlimme Reise vor mir habe.

Wenn ich erst mal beim Dirigieren bin in St. Petersburg, ist das ärgste überstanden, vorausgesetzt, daß die Frau Großfürstin mir meine Abende läßt und mich nicht zu oft nötigt, in ihrem Salon zu erscheinen. Ich brauche Schlaf und muß mich ausruhen, wenn der Tag mit Proben hingegangen ist.

Vielleicht macht sich alles viel besser und leichter, als ich glaube; aber ich gestehe, es wäre mir viel lieber gewesen, ganz einfach in irgend einem Hotel zu wohnen, und nicht alle Welt zu meinen Diensten zu sehen.

Dank, Dank, tausend Dank für Ihren wundervollen Brief, für Ihre Nachsicht, Ihre Güte!

Lassen Sie mich zu Ihren Füßen knien und ehrfurchtsvoll Ihre Hände küssen. Hector Berlioz.

XXX.

Sankt Petersburg, 14. Dezember 1867.
Palast Michel am Michel-Platz.

Liebe, angebetete Freundin,

Seien Sie nicht böse, wenn ich Ihnen schreibe, ich verlange ja keine Antwort; aber mir ist, als müßte ich Ihnen ein wenig von meinem Leben erzählen in dieser großen Stadt voll Schnee und Reif.

Morgen dirigiere ich mein drittes Konzert; Publikum und Künstler überschütten mich mit Liebe und Begeisterung: jedesmal bei meinem Erscheinen ist das ein Beifallschlatschen ohne Ende.

Das Orchester, welches ich dirigiere, ist großartig und mir so völlig ergeben, daß ich damit machen kann, was ich will.

Die Musikfreunde von Petersburg hatten mich gebeten, in meinem zweiten Konzert die „Symphonie fantastique" aufzuführen, die nicht auf dem Programm stand. Ich habe daher einige Kraftproben einfügen müssen, um diesem Wunsch entsprechen zu können.

Der Erfolg war ein ungeheurer; nach jedem Satz frenetischer Beifall und den vierten Teil haben wir wiederholen müssen; zum Schluß wurde ich förmlich erdrückt von der begeisterten, Vivat rufenden Menge.

Nun, war es unrecht, Ihnen das mitzuteilen? Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich konnte nicht anders. Morgen enthält mein Programm nur zwei Sachen von mir: meine Ouvertüre vom „Carnaval Romain" und meine Romanze für Violine „Rêverie et Caprices". Die Hauptsache der Aufführung ist der zweite Akt aus „Orpheus" von Gluck, der mich heute Morgen auf der Probe bis ins tiefste erschüttert hat.

Die Frau Großfürstin hat darauf bestanden, daß mir für dieses Meisterwerk ein grandioser Chor zur Verfügung gestellt wird — so habe ich 130 Stimmen.

Seine Kaiserliche Hoheit überhäuft mich mit Liebenswürdigkeit; vorgestern schickte sie mir ein Album in Malachit gebunden. Ich wußte nicht warum. Aber es scheint, es war mein Geburtstag und der Kaiser hatte das erfahren — von wem, das weiß ich nicht.

Abends gaben die Künstler mir zu Ehren ein Banquet von 150 Kuverts.

Ich überlasse es Ihnen, sich all die Toaste auszumalen; es waren viele Journalisten und Schriftsteller anwesend, und alle diese Herren sprechen französisch.

Kürzlich bat mich die Großfürstin ihr eines Abends Hamlet vorzulesen. Sie kennt ihren Shakespeare in einer Weise, die dem Vorleser Vertrauen einflößt.

Die arme Frau hat eine Rente von 7 Millionen Rubeln. Sie tut sehr viel für die Armen und für die Künstler.

Und dennoch langweile ich mich manch liebes Mal in dem prachtvollen Zimmer, das sie mir angewiesen hat und kann nicht immer ihre wohlgemeinten Einladungen annehmen.

Sehr viel Zeit bringe ich im Bett zu, besonders nach den Proben und Vorstellungen, die mich ganz erschöpfen.

Sie hat Ihren königlichen Gang und Ihre Haltung, aber nicht diese bezaubernde Grazie.

Wann werde ich Sie wiedersehen können? Es gibt Tage — besonders morgens, wenn ich am meisten leide, wo ich denke, daß ich Sie nie, nie mehr sehen werde . . . dann belebt die Musik mich von neuem und die Kräfte kommen langsam zurück, wenn ich diese Meisterwerke dirigiere.

Die „Symphonie pastorale“ von Beethoven hat mich neulich ganz gesund macht. Großer Mann! großer Poet! . . .

Man will mich bewegen nach Moskau zu gehen, aber ich tue es nicht. Übrigens muß ich hier noch drei Konzerte dirigieren, nach dem morgigen und nach dem dritten werde ich wahrscheinlich zu nichts mehr im stande sein.

Es ist schrecklich kalt und schneit fürchterlich — ich habe keine Lust, mich für ein paar hundert Rubel wieder in eine Eisenbahn zu stecken.

Leben Sie wohl, liebe gnädige Frau, leben Sie wohl. Ich

knie zu Ihren Füßen — lassen Sie mich Ihre Hände küssen und Ihnen sagen, daß ich Ihr ergebener Sklave bin bis zum Tode.

Hector Berlioz.

XXXI.

Sankt Petersburg, Palast Michel,
23. Januar 1868.

Mein Gott wie gut Sie sind, teure, angebetete Freundin! Ich hatte mich schon drein ergeben, daß Sie mir nicht antworten würden, und nun finde ich bei meiner Rückkehr aus Moskau einen reizenden Brief von Ihnen.

Tausend Dank aus tiefstem Herzen.

O wie ungeduldig bin ich, Sie wieder zu sehen! Wie sehne ich mich nach Ihnen!

Ich habe weniger vom Moskauer Klima gelitten als von dem hiesigen. Aber ich zähle die Tage, die ich hier noch im Schnee zubringen muß.

O der Tag, wo ich nach Vienne abreisen, mich in Saint-Symphorien zu Ihren Füßen werfen kann!

Dann erzähle ich Ihnen mündlich diese lange Reise — heute würde Sie das nur langweilen.

Erfahren Sie nur, daß die Moskauer mich noch viel wärmer empfangen haben, als die Leute in der Hauptstadt. Bei dem ersten Konzert, welches die Unternehmer in dem ungeheuren Reitsaal veranstaltet hatten, waren 10,600 Zuhörer.

Am nächsten Sonnabend geben wir hier mein fünftes und vierzehn Tage darauf mein letztes Konzert.

Und dann — mag es noch so kalt sein, reise ich nach Frankreich, nach Saint-Symphorien, der Sonne, dem Leben entgegen! . . . .

Wenn Sie nur wüßten, wie lang meine Tage sind in meinem großen Zimmer, wie langweilig die Streitfragen mit den Sängerinnen wegen des Programms, mit welch unleidlicher Eitelkeit ich hier von neuem zu tun habe und war doch seit langem in Paris davon erlöst.

Das erhöht noch die Ermüdung, die mir diese Konzerte verursachen. Ich weise darum alle zurück, die man mir noch vorschlagen will nach diesen, die einmal mit der Großfürstin vereinbart waren.

Ich lehne alle Diners und Abendessen ab; ich fühle mich zu elend.

Alles, was ich verlange, ist, daß ich nach Ablauf dieser drei Wochen imstande sein werde, vier Tage und vier Nächte durch diesen Schnee zu fahren.

Liebste Freundin, ich sehe im Geiste, wie sehr der Neugeborene Sie in Anspruch nimmt — wie mühselig das für Sie ist. Das Leben ist voll Traurigkeit — ich kann nicht umhin, Sie zu beklagen, ich beklage mich ja auch.

Heute war das Fest der großen Wasserweihe auf der Newa. Der Kaiser war zugegen und 600 Priester. Die ganze Stadt ist hingelaufen, um dieser Feier beizuwohnen.

Man sagt, es sei sehr schön gewesen; ich aber bin ruhig an meinem Kamin geblieben.

Der Kaiser kommt jeden zweiten oder dritten Tag zur Großfürstin, zu meiner Wirtin; doch ich habe ihn noch nicht gesehen.

Ich merke, daß ich Ihnen nichts als unbedeutende, nichtssagende Dinge schreibe, ich muß Sie bitten, mir zu verzeihen.

Adieu, meine liebe, gnädige Frau, lassen Sie mich Ihre Hand ehrfurchtsvoll küssen und empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Familie.

Ihr ergebener Hector Berlioz.

XXXII.

22. Februar.

Teure, angebetete Freundin!

Ich bin vor einigen Tagen sehr erschöpft aus Rußland zurückgekommen und ich schreibe Ihnen nur, damit Sie nicht auf den Gedanken kommen, mir einen Brief nach St. Petersburg zu schicken — denn von Ihrer Güte darf ich alles erwarten. Ich werde Sie sicher in kürzester Zeit sehen. Für den Augenblick kann ich kaum mein Bett verlassen.

Vier Tage und vier Nächte in der Bahn, Kälte und Schnee und dieſe Schmerzen! Es war grauſam.

Mir bleibt nur die Kraft, zu Ihren Füßen niederzuknien und Ihre Hände zu küſſen.

Ihr ergebener H. Berlioz.

XXXIII.

Paris, 25. März 1868.

Teure, angebetete, gnädige Frau!

Ich ſchreibe Ihnen anſtatt Sie zu beſuchen. Ich bin in Paris und muß das Bett hüten. Auch in Nizza habe ich acht Tage liegen müſſen. Das war eine ſonderbare Sache, eine verrückte Reiſe. Meine Nichte, mein Schwager ahnen nichts, auch in Grenoble weiß man nichts davon, aber Ihnen kann ich nicht länger meinen Unfall verhehlen.

Erfahren Sie alſo, daß ich mich ſeit zwei Tagen in Monacco langweilte. Eines Morgens wollte ich zum Meere hinunterſteigen auf einem rauhen Felsweg — aber nach drei Schritten ſchon wurde meine Unvorſichtigkeit geſtraft, ich kam ins Laufen und ſtürzte vornüber aufs Geſicht. Lange blieb ich ſo allein am Boden liegen, ohne Kraft aufzuſtehen, von Blut überſtrömt. Endlich, nach einer Viertelſtunde, konnte ich mich bis zur Villa ſchleppen, wo man mich abgewaſchen und verbunden hat.

Ich hatte mir einen Platz im Omnibus nach Nizza reſerviert und bin auch am folgenden Tag hingefahren, aber hören Sie weiter: in Nizza angekommen, wollte ich — entſtellt wie ich war, die Terraſſe am Meere wiederſehen, die ich einſt ſo ſehr liebte, und ich ſtieg den Felſen hinan und ſetzte mich auf eine Bank; weil ich aber das Meer nicht gut ſehen konnte, ſtand ich auf, um mir einen andern Platz zu ſuchen. Kaum war ich drei Schritte weit gegangen, als ich vornüber ſchlug und wieder auf das Geſicht fiel und noch mehr Blut verlor, als am Abend vorher.

Zwei junge Leute, die auf der Terraſſe umherwanderten, ſprangen ganz entſetzt herbei, hoben mich auf und führten und trugen mich halbwegs in ein Hotel in der Nähe.

Dort blieb ich während acht Tagen unbeweglich liegen und als ich nur eben die nötige Kraft wieder erlangt hatte, reiſte ich nach Paris, unbekümmert um das Bild, das ich in der Bahn abgeben würde.

Meine Schwiegermutter und meine Dienerin ſchrien entſetzt auf, als ſie mich ſahen. Seither habe ich mein Bett nicht mehr verlaſſen — nun ſind es vierzehn Tage, daß ich dieſe Schmerzen erdulde und keine Beſſerung.

Meine Naſe, meine Augen ſind in einem kläglichen Zuſtand; um mich zu tröſten, ſagt mir der Arzt, es ſei zu meinem Glück geweſen, daß ich ſoviel Blut verloren habe, ohne das wäre ich nicht mit dem Leben davongekommen, beſonders am zweiten Tag.

Adieu, meine teure, gnädige Frau, ich mußte Ihnen ſagen, warum es mir nicht möglich iſt, zu Ihnen zu kommen. Später werde ich auch meiner Nichte ſchreiben, die bisher nichts ahnt.

Sie wenigſtens befinden ſich hoffentlich gut? Nochmals adieu.

Ihr ergebener Hector Berlioz.

XXXIV.

Tauſend Dank für Ihren unerhofften Brief, Madame. Ja, es iſt ſehr lange her, daß ich Ihnen nicht mehr geſchrieben habe und in der Tat hat meine Geſundheit mich daran gehindert.

Mein Geſicht war wohl geheilt, aber infolge des Falles hat ſich mein altes Leiden in verſchlimmertem Maße eingeſtellt. Ich hatte ſehr heftige Darmſchmerzen und in letzter Zeit auch an der Knieſcheibe — zeitweiſe treten ſo heftige Kriſen auf, daß ich das Bewußtſein verliere.

Wie ſoll ich Ihnen ausdrücken, wie ſehr Ihre Güte mich gerührt hat!

Ihre Großmut kam mir entgegen. Ach ich verliere oft die Geduld. Und Beweiſe der Teilnahme, wie die Ihre, tun mir unendlich wohl und geben mir meine Kräfte wieder.

Nur kann ich nicht in Worte faſſen, was ich für Sie fühle.

Vor einiger Zeit ließ die Frau Großfürſtin von Rußland mir

durch ihren Bibliothekar schreiben, um Einzelheiten über meinen Unfall, von dem sie durch die Zeitung gehört hatte, zu erfahren. Ich mußte ihr in einem langen Brief antworten, und habe zu dieser mühseligen Arbeit zwei Tage gebraucht.

Ich fühle mich jetzt etwas besser und ich bin gewiß, Ihr Brief, den ich heute Morgen erhielt, hat das bewirkt.

Vielen Dank! Machen Sie mir häufiger solche Überraschungen. Sie sind ja so gut.

Mein Leben ist sehr eintönig. Fast überall, wohin ich gehe, begleitet mich meine Schwiegermutter. Ich kann nur im Wagen ausgehen und muß mich führen lassen. Jeden Sonnabend gehe ich ins Institut, um meine Anwesenheit mit meinem Namenszug zu bescheinigen. Bei der Sitzung bleibe ich nicht. Um 9 Uhr gehe ich jeden Abend zu Bett. Zu lesen bin ich nicht im stande. Ich wollte, daß ich ein wenig wieder zu Kräften käme. Inzwischen danke ich Ihnen für all das Gute, was Sie mir heute getan haben.

Adieu meine Liebe, adieu, schreiben Sie mir noch wieder, sorgen Sie sich noch ein wenig um mich. Ich segne Sie aus tiefster Seele.

Vielleicht fasse ich von neuem Mut.

Ihr ergebener Hector Berlioz.

XXXV.

Dank für Ihre Nachsicht! Ich vermag kaum zu antworten und doch geht es mir ein wenig besser. Aber vernünftig kann ich nicht schreiben, wenn Sie mir auch das Beispiel dazu geben.

Oh! Ich segne Sie tausendmal!

Gerade die unnötigen Botschaften machen mich glücklich — darum fürchten Sie nichts — Alles, was von Ihnen kommt, gibt mir neues Leben. Ach, und ich vermag kaum zu atmen.

O! was gäbe ich darum, Sie zu sehen. Lieber Gott, seien Sie nicht bange. In manchen Augenblicken fühle ich die alte Kraft, ich zähle Ihre Briefe.

Gestern las ich wieder den letzten, den ich trotz Ihres Befehls noch nicht verbrannt hatte und ich las ihn unter Tränen.

Manchmal müssen Sie eine Engelsgeduld haben.

Seien Sie unbesorgt — ich verbrenne den Brief.

Wie absurd! tausendmal Verzeihung, daß ich das sagte.

Ich möchte Ihnen im Gegenteil nur Liebes tun.

Alle Liebe, die ganze unendliche Zärtlichkeit und tiefe Verehrung meiner Seele lege ich zu Ihren Füßen.

Achten Sie dieses Briefes nicht. Das nächste Mal werde ich weniger töricht schreiben.

Adieu, ich sende Ihnen alle Hingebung, alle innigen Regungen, die sich in meinem Herzen für Sie finden . . . .

Sie müssen mich entschuldigen. Ich wüßte Ihnen besseres zu sagen, wenn ich nicht so furchtbar litte.

Adieu Angebetete — das nächste Mal schreibe ich vernünftiger.

H. Berlioz.

XXXVI.

Paris (ein Wort ist ausgelöscht), Juli.

Verehrte, gnädige Frau!

Gestern und heute geht es mir etwas besser, ich kann leichter schreiben und mir ist, als sähe ich Sie.

Hoffentlich haben Sie mir meinen letzten, törichten Brief verziehen.

Mein Gehirn ist wieder etwas ins Gleichgewicht gekommen. Aber ich werde das nicht mißbrauchen, sondern mich im Gegenteil sehr zurückhalten. Ich habe die Freude, Ihnen eine gute Mitteilung machen zu können. Eine musikalische Freude, für die ich in diesem Augenblick nicht empfänglich zu sein glaubte.

Die Kapellmeister von Leipzig und Altenburg schickten mir eine Bulle, als ob ich ein Kirchenoberhaupt wäre; d. h. sie haben eine Feier gegeben, bei welcher alle Spitzen aus ganz Deutschland zugegen waren, um meine »Symphonie Fantastique« und mein »Requiem« anzuhören. Beide Werke sind ganz und mit ungeheurem Erfolg aufgeführt worden.

Beide beglückwünschten mich und senden mir Glückwünsche aus Sachsen, Österreich, Preußen und Hamburg und vom Prinz von Hohenzollern usw. usw.

Ach das ganze Requiem, weiter nichts!!!

Das ist eine große Sache! Mein Gott, wie gerne möchte ich das mit Ihnen hören!

Ich kann nicht mehr schreiben. Man soll das Gute nicht mißbrauchen.

Adieu liebe, angebetete, gnädige Frau, werden Sie alles verstehen, was ich fühle?

Adieu — Ihr Ergebener . . . Ich muß nicht suchen, denn das bessere ist der Feind des Guten; in einiger Zeit gebe ich Ihnen wiederum . . . ich suche nach dem Wort und kann es nicht finden . . . Verzeihen Sie.

Hector Berlioz.

Namenverzeichnis.

Abrantès, Herzogin (Laure Junot) Seite 53.
Adam, Adolphe 14.
Alexander der Große 21, 116.
Alexandre, Klavierbauer 2, 33.
Amélie 96.
Amusat 14.
Antonius 69, 70, 116.
Arban 31.
Artôt, Désirée 43.
Auber, D. F. E. 114.
Augustus, Kaiser 116.

Bacciocchi 48.
Balzac 53.
Barbot, Mad. 58.
Bassano, Herzog von 49.
Beale, siehe Cramer & Beale 7.
Beethoven 5, 34, 38, 60, 130, 167.
Bellini 61.
Belloc 15, 16.
Belmont, Marquis von 41, 48.
Bénazet 58, 61, 64, 65, 71, 72, 80, 126.
Béranger 21.
Berlioz, Madame 5, 7, 10, 12.
—— Louis 81, 82, 89, 90, 91, 105, 108, 118, 130, 134, 142, 143, 146, 151, 157, 159, 161, 162.
—— Adèle 95, 97, 100.
—— Pauline 98, 100.
—— Benjamin 98.
Bernardin de St. Pierre 19.
Bertin 34, 78.
Bilboquet 111.
Billetta 27.
Blanche 45.
Blocqueville, Marquise 111, 113.
Borghi-Mamo, Mad. 43.
Bourges 7.
Brandus, Dufour & Cie. 8.
Bressant 114.
Bronsart, Hans v. 38, 39, 40.
Bülow, Hans v. 21, 24, 42, 44, 47, 64, 67, 74, 98.
—— Frau Cosima v. (geb. Liszt, Frau Wagner) 42, 64.

Callimachi, Grazia 89.
Calonne, de 8, 10.
Caraffa 16, 73.
Carvalho 37, 38, 68, 72, 86, 114.
Cäsar, Julius 107, 116.
Casparini, M. 128, 130.
Champollion 71.
Charton-Demeur, Mad. 65, 82, 85, 86, 87, 114, 145, 146.
Coburg-Gotha, Herzog Ernst 58.
Collin, Heinrich v. 60.
Columbus, Christoph 50, 57.
Conti 73, 74.
Cornelius, Peter 9, 15.
Cramer & Beale 7.

David, Félicien 56.
Delacroix, Eugène 29.
Delaroche, Paul 29.
Delavigne 114.
Deschanel, M. 130.
Dessauer, Josef 44.
Dingelstedt, Franz v. 66.
Dufour, siehe Brandus, Dufour & Cie. 8.

Erard, Mad. 128.

Fauconnier 30.
Flotow, Fr. v. 66, 69.
Formès, Carl 3.
F***, Mad. (Fornier) 101, 104, 113, 119, 123, 127, 139.
Fornier, Frau Kitty 123.
—— Charles 150, 158, 160.
—— Heinrich 146.
Fould, Minister 46, 48.
—— Mad. 47.
Frankreich, Kaiser Napoleon I. 21, 22, 92.
—— —— Napoleon III. 8, 37, 45, 49, 50, 53, 55, 58, 91, 92, 102, 127, 132, 151.
—— Kaiserin Eugénie 37, 41, 45, 48, 78, 127.
—— Prinz Napoleon 46, 49, 52, 53, 55, 58, 75, 132.
—— Prinzessin Mathilde 35.
Fumagalli, Adolfo 14.

Gaspari 73.
Gasperini, A. de 119.
Gastinel 30.
Gautier, Estella 123.
—— Frau 137.
Gevaert 78.
Girardin, Mad. de 53.
Gluck 21, 62, 114, 130, 166.
Gounod 18, 56, 57, 78.

Halévy 46, 74.
Ham, Mad. 11.
Hannibal 35.
Haydn 56, 58, 59.
Heine, Heinrich 44.
Hittorff 45.
Hohenzollern, Prinz von 173.
Homer 24, 58, 92.
Horaz 58, 117.
Hugo, Viktor 63.

Indy d', A. 30.
Joachim, Josef 39.

Kastner, J. G. 74.
Kleopatra 69, 70, 76.

Lacroix, de 75.
Lafontaine 32, 41, 136.
La Harpe 60.
Lefort, Jules 66.
Lenz, Wilhelm v. 34.
Leroy 31.
Lévy, Michel 54, 102, 110.
Limnander 73.
Liszt, Franz 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 17, 18, 19, 22, 24, 25, 27, 28, 29, 30, 33, 35, 38, 42, 45, 46, 48, 49, 51, 52, 55, 61, 66, 68, 69, 73, 74, 75, 78, 81, 82, 83, 86, 89, 90, 93, 97, 99, 100 102, 105, 109, 110.
Litolff 18, 28, 44, 45.

Magenta, Herzog von 151.
Maximilian, Kaiser 151.
Membrée 30.
Mercey, von 46.
Méry, Joseph 77.
Meyerbeer 11, 56, 57, 75, 90, 108.
Michel Angelo 12.

Michelet, Jules 44.
Milde, Frau Rosa v. 5, 46, 47.
Miltiades 61.
Molière 43, 47, 152.
Monjanze 85.
Montaigne 46.
Morny, Herzog v. 102.
Mozart 34, 39, 59.

Nieuwerkerke, Graf von 47.
Nourrit, Adolphe 54.

Ollivier, Emile 45.
—— Mad. Blandine (geb. Liszt) 81.
Österreich, Erzherzog Joseph (Kaiser Joseph II.) 59.
Oulibicheff, A. v. 34.

Paganini 28, 53.
Paleſtrina 78.
Pasdeloup 35, 128.
Paterſi, Mad. 5.
Peter der Große 116.
Philipp von Macedonien 116.
Pleyel, Ignaz 39.
Plouvier 57, 64, 69, 72.
Pohl, Richard 14, 21.
Poniatowski, Fürſt 49, 58, 62, 72.
Ponſard 29, 114.

Rachel (Felix) 18, 54.
Raphael 12.
Rellſtab 11.
Reyer, Erneſt 62.
Richault 33.
Riſtori, Adelaide 18.
Roger, Guſtave 86.
Ronconi 3.
Roqueplan 7.
Roſa, Salvator 5.
Roſſi 155.
Roſſini 75, 90, 155.
Royer 46, 72.
Rußland, Großfürſtin Marie 73.
—— —— Helene 118, 119, 163, 165, 166, 167, 169, 171.

Saint-Georges, von 27.
Sax, Adolphe 8, 9, 10.
Scheffer, Ary 8, 29.
—— Mad. 100.
Schweden, Kronprinz v. 35.
Scribe 16.
Scudo, Paul 5.
Segher 16.
Shakeſpeare 15, 18, 19, 24, 29, 34, 44, 50, 59, 60, 67, 70, 76, 80, 82, 86.
Sibour, Erzbiſchof 32.
Soupper, Eugen v. 16.
Spontini 59.
—— Mad. 100.
Stoltz, Roſine 5, 86.
Strauß, Joſef 56.
Szavardy 149.

Tammerlick 3.
Thalberg 11.
Themiſtokles 61.
Thiers 47.
Thomas, Ambroiſe 74.

Ugolino, Graf 21.

Vaccai 61.
Vaillant, Marſchall 91.
Varnier 60.
Verdi 31, 74, 75, 87.
Verger 33.
Veſtvali, Mad. 61.
Viardot-Garcia, Mad. Pauline 43, 51, 66, 68, 73, 76, 86.

Vidal 14.
Virgil 14, 19, 20, 23, 28, 34, 50, 62, 63, 106, 107, 130.
Volta 11.

Wagner, Richard 20, 45, 74, 105.
Wangenheim, Baron von 12.
Weber, C. M. v. 27, 32, 34.
Weimar, Großherzog Alexander 45.
—— Großherzogin Sophie 2, 28.
Wittgenstein, Prinzessin Marie (Fürstin Hohenlohe) 9, 51, 67, 120.

Youssoupoff, Fürst 47.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

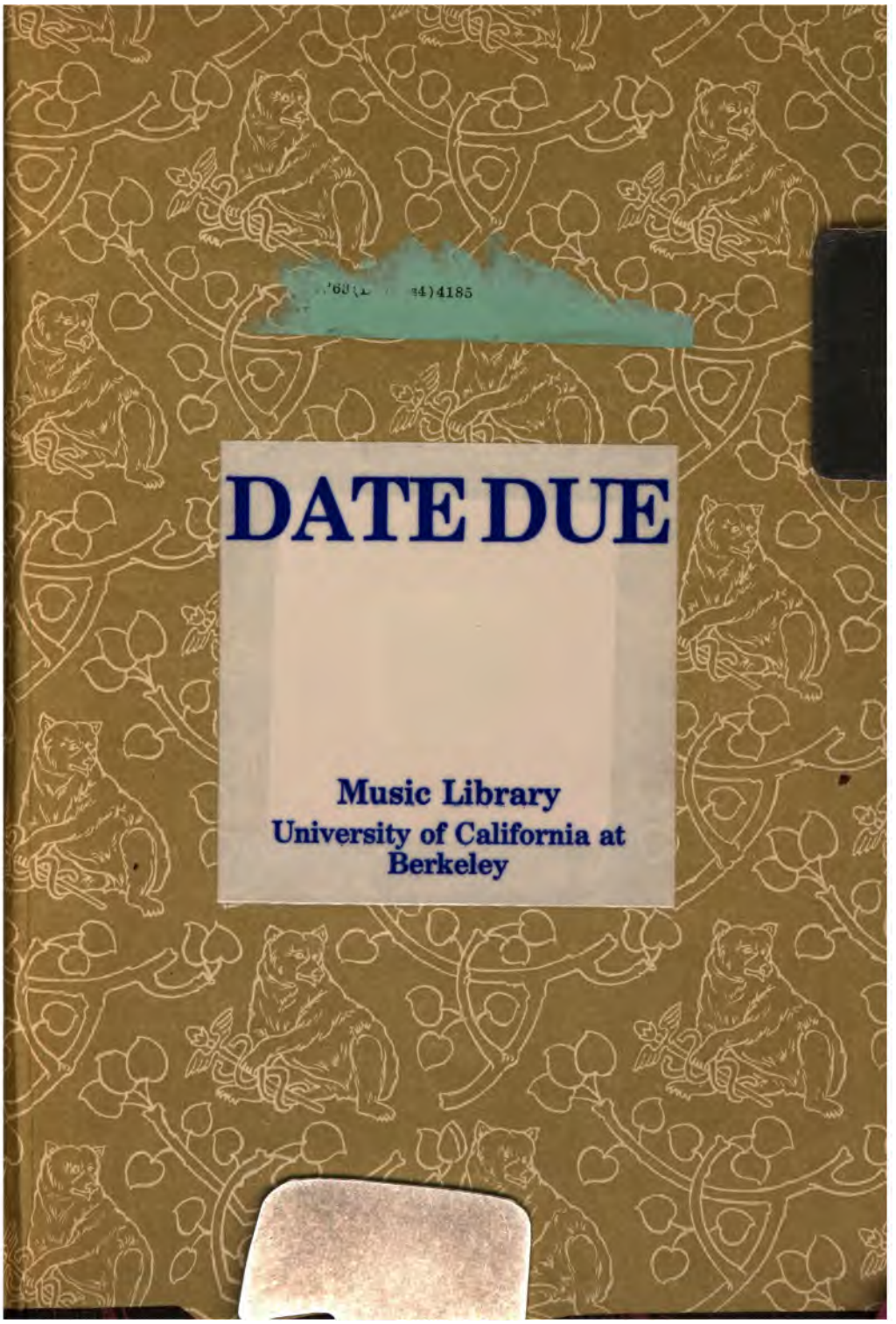
MUSIC LIBRARY

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

DEC 22 1964

LD 21–50*m*-4,'63
(D6471s10)476

General Library
University of California
Berkeley


4)4185

DATE DUE

Music Library
University of California at
Berkeley